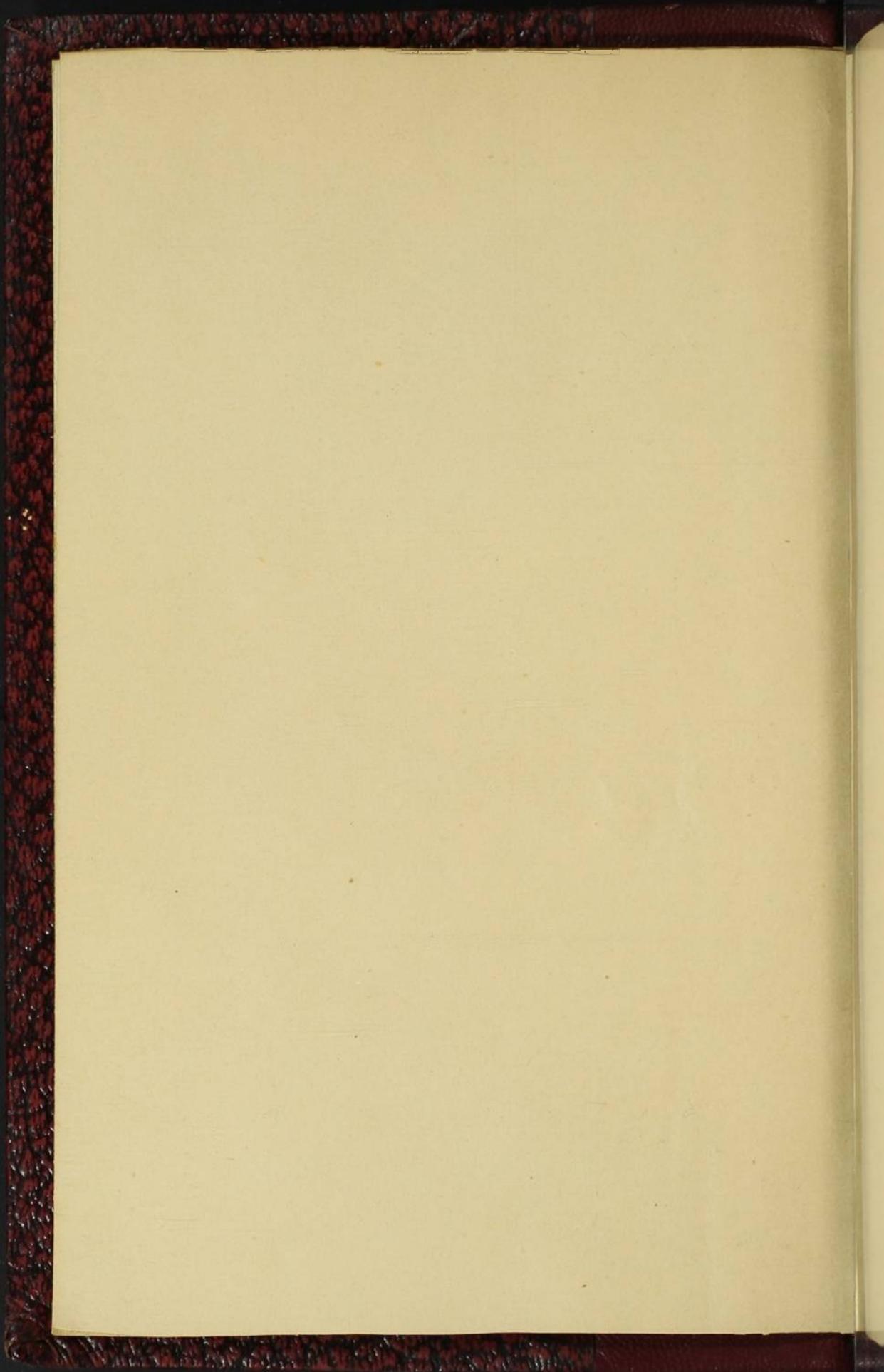
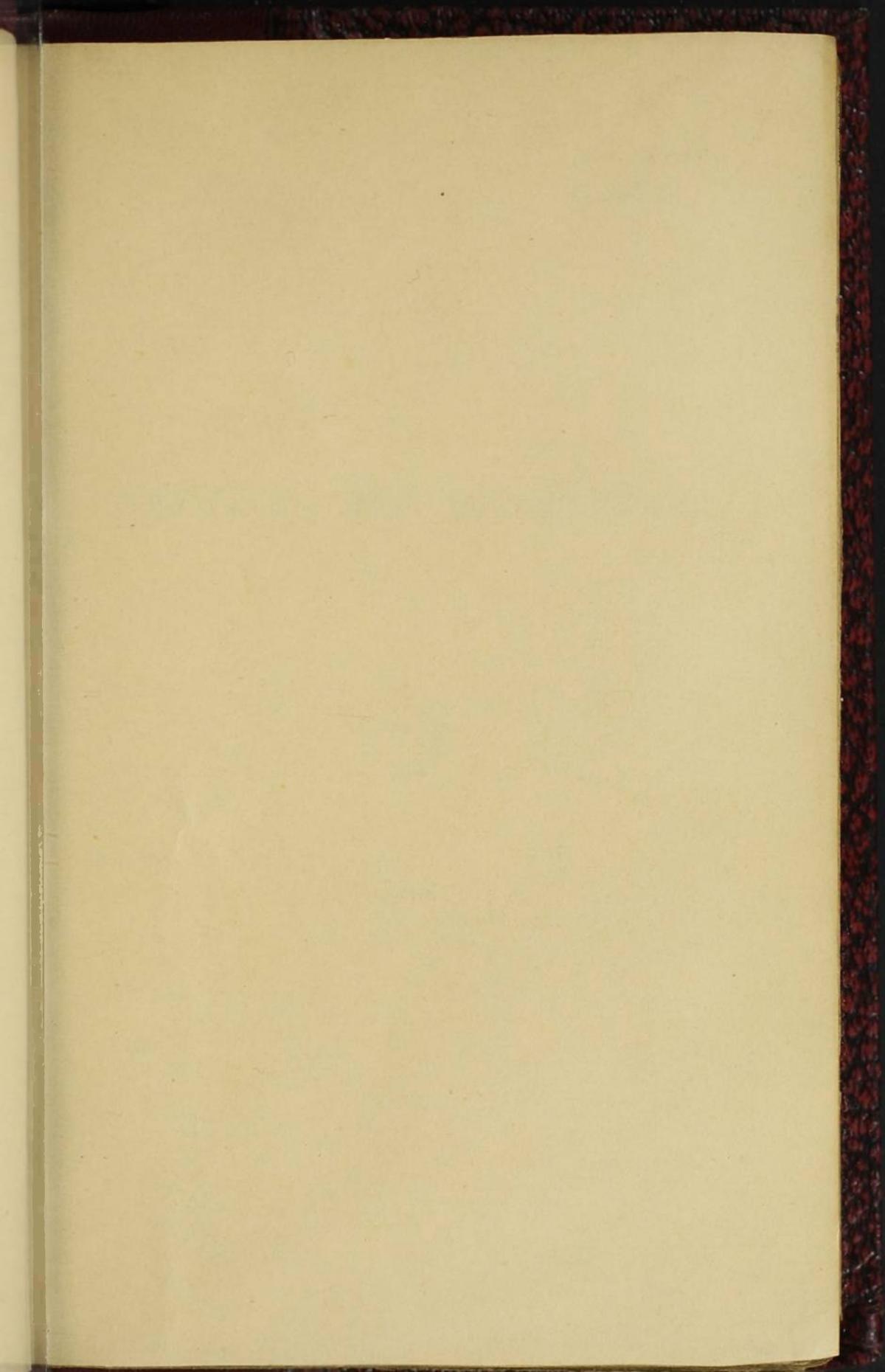


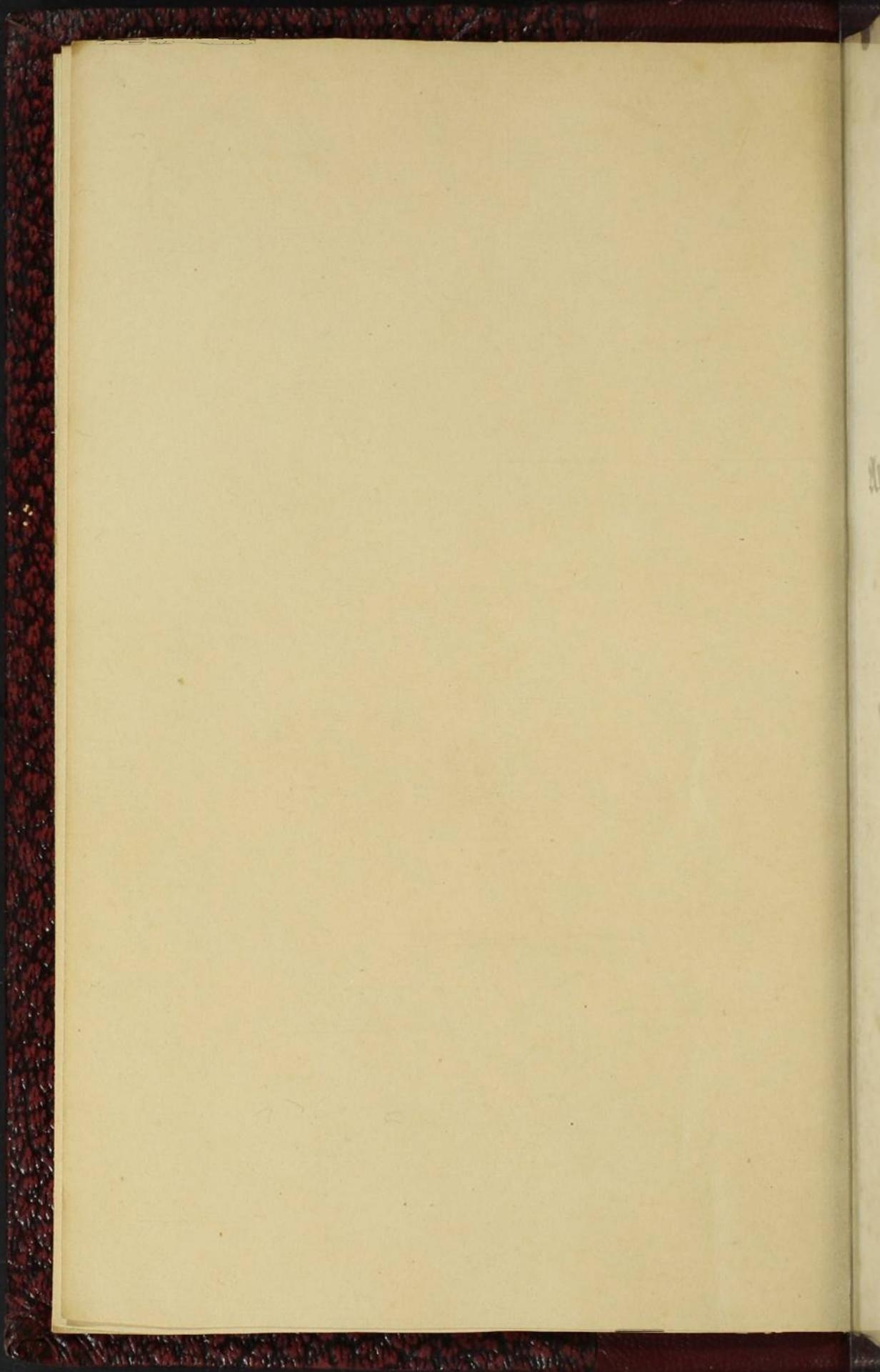
Je ne fay rien
sans
Gayeté

(Montaigne, Des livres)

Ex Libris
José Mindlin





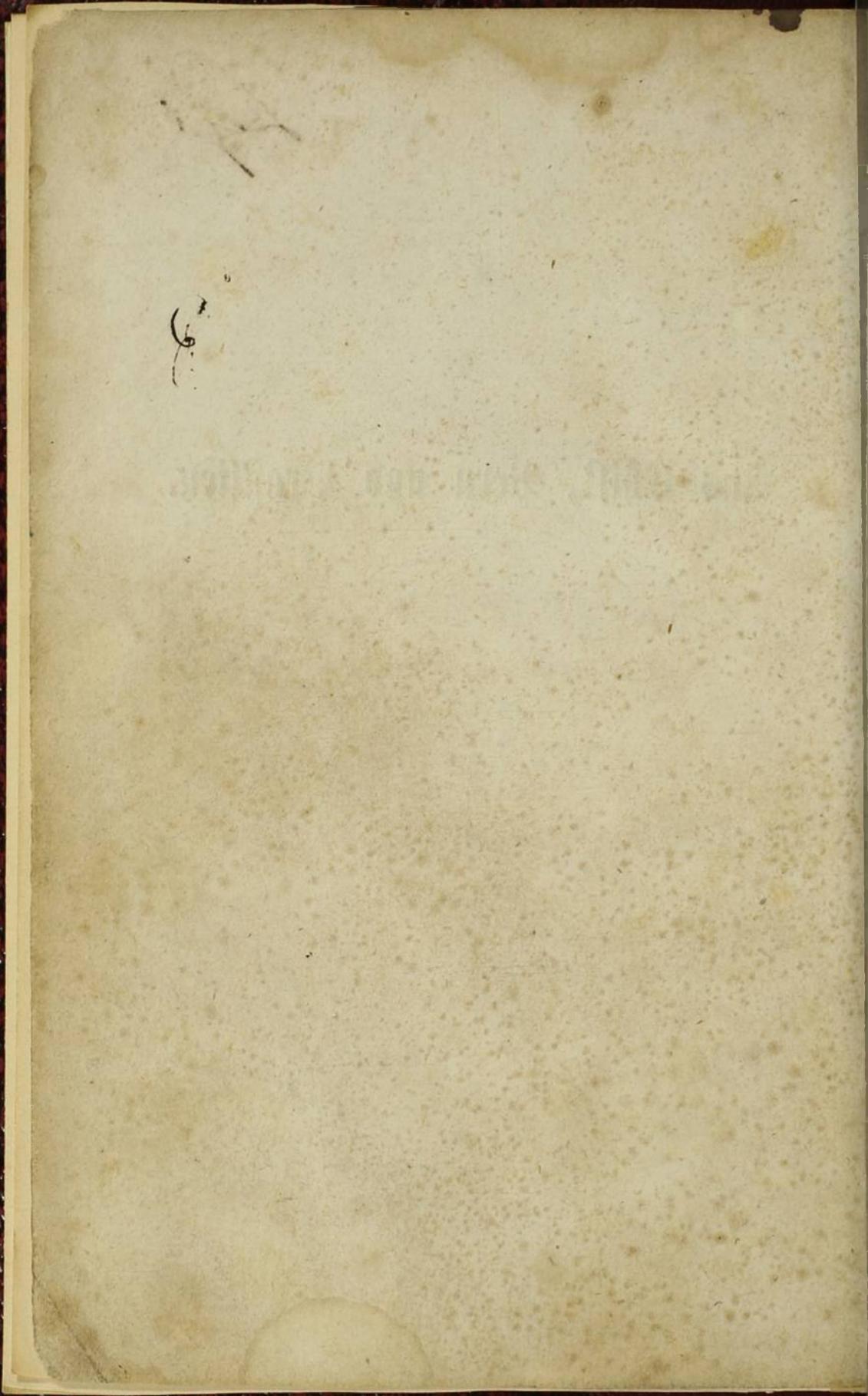


Leip

Aus Chili, Peru und Brasilien.



K4340
5



Legri

Aus

Chili, Peru und Brasilien.

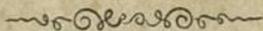
Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Dritter Band.

3

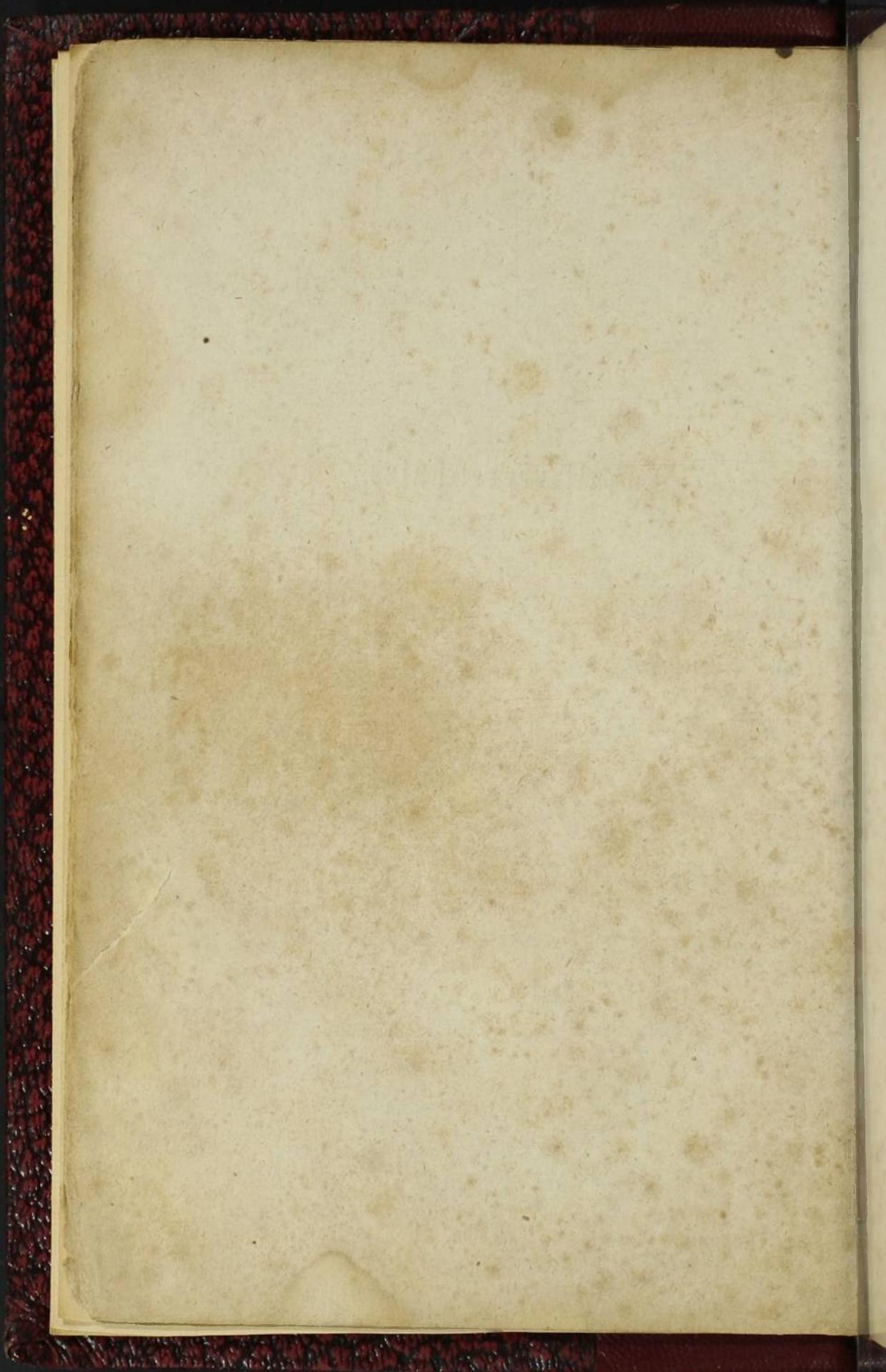


Leipzig,
Hermann Costenoble.
• 1862.

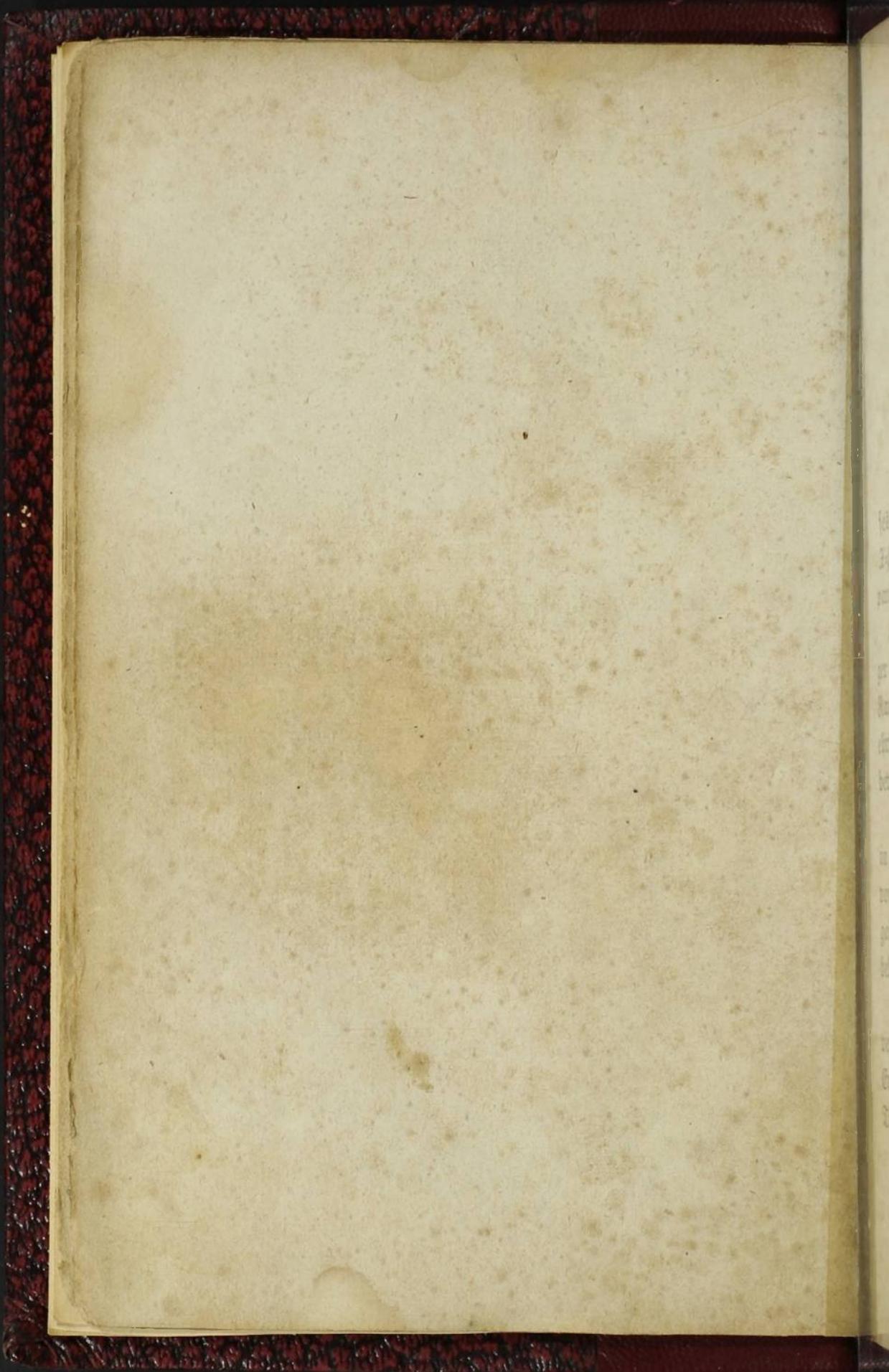
126

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Marbel und Zipfel	7
Ein Sträßling	117
Die Rose des Herzens	219



Marbel und Zipfel.



1008

3

Es war im Anfange der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts, als Herr Karl Marbel aus X-hausen in Deutschland eines Morgens zu Valparaiso an's Land stieg.

Herr Karl Marbel war ein sehr hübscher junger Mann, dessen genauere Beschreibung wir, um Raum zu sparen, nicht geben, hingegen den verehrten Leser bitten, seine eigene Photographie zu betrachten.

Ziemlich so sah Karl Marbel aus, nur daß in dem Bilde des lieben Lesers ein gewisser Zug von Energie und feckem Muth liegt, ein gewisses geistreiches Seit- und Aufwärts-Blicken, was Marbel fehlte.

Dieses Fehlen der erwähnten Eigenschaften verschafft uns das Vergnügen, Einiges von den Erlebnissen Marbel's in den Ländern, welche der Titel bezeichnet, erzählen zu dürfen.

„Es wird uns ein zweiter Martin Bollbart vorgeführt, welchen wir, im ersten Bändchen, sogar in zwei Erzählungen, bis zur Ungebühr genießen mußten,“ denkt der bereits oben begrüßte freundliche Leser.

Nichts weniger als dies. Martin hatte das, was man gemeinhin „Manschetten“ zu nennen pflegt. Karl Marbel hingegen hatte persönlichen Muth, aber eine fast krankhafte Scheu vor Begegnungen mit der Polizei, der Justiz, vor Klatschschwestern, vor einem Kaffeeflecken auf seiner weißen Weste, vor bestäubten Stiefeln, vor Rügen in öffentlichen Blättern, und vor einer Menge analoger Dinge.

Er hatte zum Beispiel mehrere Duelle zu bestehen, und erschien jedesmal mit Todesangst auf dem Kampfplatze. Keineswegs aus Furcht vor der blanken Waffe, denn er schlug sich stets sehr gut, sondern aus Furcht, „abgefakt“ zu werden. Die Polizei erschien ihm fürchterlich, nicht der Kampf.

Dieses eine Beispiel mag genügen.

Marbel war selbst Jurist, aber der tägliche intime Umgang mit Regie-Federmessern, halbgebrochenem Aktenpapier, grau eingebundenen Verordnungen und anderen schönen Sachen benahm ihm keineswegs die Furcht vor dergleichen, und

es erschien ihm geradezu gräßlich, einmal vielleicht selbst „vernommen“ zu werden.

Dabei war er, obgleich noch das, was man Praktikant zu nennen pflegt, doch bereits schon bis zu einem Stadium der Umständlichkeit gelangt, daß man leicht errathen konnte, er werde demnächst ein vollkommener Philister, und in kürzester Zeit darauf ein unverbesserlicher Pedant sein.

Es war schade für den hübschen jungen Mann, der nicht geistlos war, und selbst ein gutes Examen gemacht hatte, welchem aber seine Aengstlichkeit und sein stets zunehmendes, umständliches Wesen als hemmendes Gewicht an die Sohlen geheftet schienen.

Eines Tages erschien daher der Vorstand seines Gerichtshofes, ein Jugendfreund seines früher verstorbenen Vaters, bei Marbel's Tante, vielleicht ebenfalls einer Jugendfreundin, und gab ihr seine Bedenken zu erkennen.

Was Marbel selbst fehlte, besaß diese Tante im vollsten Maße. Eine rührige, kleine, magere alte Jungfer, die nicht, wie gewöhnliche alte Jungfern, zehn, sondern hundert Teufel im Leibe hatte, im guten Sinne jedoch, welche wenig Federlesens machte, und Nichts fürchtete, am allerwe-

nigsten aber eben jene Dinge, welche ihrem Neffen so furchtbar erschienen.

„Ist der Junge einfältig!“ sagte die Tante; „aber das kommt von der Erziehung her; ich kann mir's denken; seine Mutter war eine große — — nun, Gott hab' sie selig! Indessen, was machen wir?“

„„Reisen lassen!““ erwiderte der Vorstand, „„reisen lassen, weit weg, liebes Fräulein Marbel, und wenigstens auf zwei Jahre.““

„Gut, er soll reisen, aber wohin?“

„„Er spricht ziemlich gut Englisch —““

Die Tante rümpfte die Nase:

„Nach England! Er wird alles Schlimme annehmen von den Engländern, und was sie Gutes haben, wird ihm nicht anstehen, und dann ist es zu nahe. Wir müssen ihn so weit wegschicken, daß er —“

„„Nordamerika?““

Die Tante faßte mit den Fingerspitzen beider Hände ihr seidenes Kleid, und machte eine tiefe Verbeugung, wie sie vor etwa vierzig Jahren gebräuchlich war. Dann kniff sie ein Auge zu, und fixirte den Vorstand, ohne Etwas zu erwidern.

Dieser lächelte:

„„Pardon, ich habe Ihre Zuneigung für das junge Land der Freiheit vergessen. Aber, er muß

doch in ein Land reisen, wo civilisirte Zustände sind. Wissen Sie was? Wir schicken ihn nach Südamerika!““

Fräulein Marbel hatte eine Karte, und nach einigem stillschweigenden Studium derselben setzte sie ihren spitzen Finger zwischen Bremen und Hamburg, fuhr durch den Kanal, und hierauf, ohne besondere Rücksicht auf eine kleine Durchschneidung von Spanien und Portugal zu nehmen, direkt nach Fernambuc. Dort angelangt, machte sie einen kleinen Halt, und streifte dann rasch, quer durch das Land, an die Westküste.

„Da muß er hin,“ sagte sie, indem sie mit dem Finger einige Male zwischen dem Aequator und Cap Horn hin und wieder fuhr.

„„Quer durch das Land geht's nicht,““ sagte der Vorstand.

„So fährt er außen herum,“ erwiderte die Tante, „was man thut, muß man ordentlich thun, und ich will auch einmal Recht haben.“

Das spitzige Ende ihrer sonst blendend weißen Nase ward röther.

Der Vorstand kannte das Zeichen. „„Sie haben Recht,““ sagte er, „„er muß nach Chile, Peru, und so weiter, wie eben die Länder dort alle heißen. Dort wird er abgeschliffen werden.““

Das Nöthige wurde unter den Beiden nun noch weiter verabredet, und hierauf trennten sie sich.

Nach etwa vierzehn Tagen erhielt Karl Marbel eine Einladung zum Mittagstische von seiner Tante, und nachdem man gegessen hatte, sagte diese zu ihrem Neffen:

„Apropos, was ich Dir sagen wollte, Du sollst eine Reise machen!“

Marbel verbeugte sich anständigst gegen die alte Jungfer. Er dachte an einen Ausflug in ein kleines benachbartes Land, oder vielleicht gar in die Residenz, um sich auf kurze Zeit von seinen Berufsgeschäften zu erholen. Die Tante hatte schon einige Male, wenn's ihr eben gerade eingefallen war, freigebig die Kosten solcher Excursionen getragen, und ihm dieselben meist, eben so wie heute, ganz plötzlich und aus dem Stegreif angekündigt. Er war erfreut, und ob ihm gleich seine wichtige amtliche Stellung einfiel, und er Zweifel hegte, ob man ihn gerade jetzt entbehren könne, wo ungeheure Arbeiten vorlagen und eine neue Gerichts-Organisation in Aussicht stand, so sprach er doch dankende Worte gegen die Tante, und sagte, daß er bereit sei, im Falle nicht die so eben angeführten Hindernisse hemmend im Wege ständen.

„Arbeiten!“ erwiederte die Tante geringschätzig,

„sei versichert, Karlchen, sie werden prächtig ohne Dich fertig, verlaß Dich darauf. Und was die Organisation betrifft, so ist mir dies zum Lachen! Ich habe wenigstens schon zehn solcher Organisationen erlebt. Das ist nicht so gefährlich. Es kann sein, daß, bis Du wieder kommst, schon wieder auf's Neue organisirt wird.“

Marbel glaubte falsch gehört zu haben, aber die Tante fuhr fort:

„Wo glaubst Du, daß Du hinreisen wirst?“

„„Ich weiß nicht, wohin mich Ihre Güte senden wird.““

„Du wirst's auch kaum errathen, Du sollst an die Westküste von Südamerika.“

Marbel lächelte, wie Einer, der sich zwingt, einen flachen Scherz zu beloben. Aber die Tante sagte:

„Auf Ehre, Du gehst nach Südamerika!“

Marbel hörte an dem Tone ihrer Stimme, daß sie wirklich nicht scherzte. Er warf einen flüchtigen Blick auf ihr Weinglas. Sie hatte kaum genippt. Sie war also nicht „angestochen“, wie man zu sagen pflegt, sie war plötzlich verrückt geworden!

Er erschrak heftig, und alles Blut stieg ihm zu Kopfe.

Vor Allem dauerte ihn seine Tante herzlich, denn Marbel war ein guter Mensch, dann aber fiel ihm ein, welchen Skandal das absetzen könne, im Falle die Tante jetzt sogleich beginnen würde, eine Reihe von Tollheiten aufzuführen.

„Ich, als Beamter, allein mit der Alten! Wenn sie vom Fenster aus die Vorübergehenden anrufen sollte, oder gar auf die Straße laufen würde. Ich hinterher, um sie zu beschwichtigen, ihr abzuwehren. Großer Gott, was werden da die Leute sagen, der Herr Vorstand, die Rätthe, meine Collegen — und erst die öffentlichen Blätter —“

Die Tante unterbrach den, nichts weniger als angenehmen Strom, seiner Gedanken.

„Warum antwortest Du nicht?“ fragte sie, indem sie ihn starr anblickte, und ihre spitze Nase in seine Augen bohren zu wollen schien.

„„In Erwägung,““ erwiderte Marbel „„in Gemäßheit Ihrer Instruction — ich bin lediglich — Eine Tagfahrt nach Amerika — Liebe Tante, Sie befinden sich doch wohl?““

Die Tante schlug ein infernalisches Gelächter auf, und Marbel erwartete jeden Augenblick jetzt den vollständigen Ausbruch des Wahnsinns, aber

sie beruhigte sich rasch wieder, und sagte dann ganz ernsthaft:

„Du, guter Karl, hältst mich für verrückt, während eben Du selbst auf dem Punkte stehst, ein wenig blödsinnig zu werden. — Aber da sieh!“

Sie reichte ihm mit diesen Worten zwei zusammengeschlagene Papiere, und als er das erste entfaltete, fand er zu seinem sprachlosen Erstaunen einen, in aller Form ausgestellten Urlaub auf zwei Jahre, und das zweite war ein ebenfalls vollständig regelrechter Reisepaß für die Staaten an der Westküste von Südamerika.

Die Tante zeigte mit demselben Finger, mit welchem sie früher seine Reiseroute entworfen hatte, auf eine Stelle des Passes: Eigenhändige Unterschrift des Reisenden.

„Das hast Du auszufüllen,“ sagte sie, „und dann ist Alles in Ordnung.“

Marbel starrte die alte Jungfer gewissermaßen entsezt an.

„„Wer sich,““ dachte er, „„wer sich im legalen Besitze derartiger Instrumente befindet, welche von einem hohen Ministerio des Auswärtigen selbst signirt worden sind, kann nicht verrückt sein!““

Dann kam ihm der Gedanke, ob er vielleicht nicht selbst — —

„Thu's Maul einmal auf,“ rief jetzt die Tante,
 „Du sitzt ja da wie ein Stock.“

Marbel nahm sich zusammen:

„„Aber warum denn nach Amerika, liebe Tante, eine solche Reise macht mir gar kein Vergnügen.““

„Du reifest auch gar nicht zu Deinem, sondern zu meinem Vergnügen,“ sagte die Tante,
 „komm einmal her.“

Sie führte ihn zu einem Kasten in Form einer Commode, welchen er sehr wohl kannte. Der obere Theil des Kastens war abzuheben, und im Innern befand sich eine eiserne Kiste. Die Jungfer Marbel schloß diese auf, zeigte auf eine ziemlich große Summe in baarem Gelde, und dann breitete sie Werthpapiere vor seinen Augen aus, welche allein das Doppelte von dem betrogen, als er ihr Vermögen geschätzt hatte. Hierauf schloß sie ihren Schatz wieder, und sagte:

„Du bist mein alleiniger Erbe, wenn Du paririst, wo nicht, bekommst Du keinen Pfennig!“

„„Gute Tante, Sie sollen lange, lange leben.““

„Ja wohl, ich hab's auch vor, aber gehst Du nach Amerika?“

„„Ja, liebe Tante, wenn Sie es wünschen.““

„Abgemacht!“

Nach drei Tagen packte die Tante eigenhändig die neuen Reisekoffer, welche sie für ihren Neffen gekauft hatte. Er war auf das Reichlichste mit Allem versehen, aber einige Duzend weiße Halsbinden, welche er selbst in den Koffer gelegt hatte, zog sie wieder aus demselben.

„Das dumme Zeug brauchst Du drüben nicht,“ sagte sie.

Am vierten reiste er ab.

Ich erlasse dem freundlichen Leser die See- reise von Deutschland nach Brasilien, da er in Gesellschaft Martin Bollbart's, wie ich hoffe, dieselbe bereits durchgemacht hat.

Dafür ist der freundliche Leser seinerseits so gefällig, mir die Reise um das Cap Horn zu erlassen, da ich dieselbe, in der allerwirklichsten Wirklichkeit, selbst zweimal bestanden, und wenig Tröstliches berichten könnte.

Auf diese, aus gegenseitiger Gefälligkeit hervorgegangene Weise kommen wir mit in der That überraschender Schnelle in Chile an, und sind also im Stande, wie bereits erwähnt, im Anfange der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts mit Herrn Karl Marbel in Valparaiso an's Land zu steigen.

Man hatte Marbel an Bord Unendliches er-

zählt von der Strenge der Mauth in Chile. Daher war es seine erste Sorge, „der Verordnung gemäß,“ seine Habseligkeiten zur Douane bringen zu lassen. Dort begann er auf das Willfährigste auszukramen, und seinen ganzen Besitz den Augen der Bediensteten darzulegen.

Allein man fragte ihn, ob er Kaufmann sei, und als er verneinte, ob er beabsichtige, eine Zeit lang in Valparaiso zu bleiben. Er erklärte, daß er dies beabsichtige, und zu seinem Vergnügen Chile bereisen wolle, und hatte gewissermaßen Skrupel bei dieser unwahren Aussage einer Art von „Behörde“ gegenüber, denn er reiste ja eigentlich nicht zu seinem, sondern zu der Jungfer Marbel in Europa Vergnügen.

Jetzt bedeuteten ihm die Mauthbeamten ihrerseits, daß er keine verzollbaren Gegenstände bei sich habe, schlossen seine Koffer, und baten ihn sich zu entfernen.

Marbel, welcher eine Falle befürchtete, sagte ihnen, daß er Cigarren habe.

„Verkaufen Sie dieselben?“

„„Nein, ich rauche sie selbst!““

„Nun gut, fort, fort, das ist nicht mauthbar!“

„„Aber auch Tabak!““

„Auch nicht zum Verkauf?“

„„Nein!““

Der Mauthbeamte machte ihm eine leichte Verbeugung, wandte ihm den Rücken, und gab hierauf dem Menschen, welcher auf einer Karre Marbel's Gepäck fuhr, ein Zeichen, worauf sich dieser in Bewegung setzte und dem Gasthose zusteuerte, welcher vom Capitain des Schiffes Marbel empfohlen worden war.

Er folgte verblüfft, und war mit sich im Unklaren, ob er diese Unachtsamkeit einer Behörde tadeln, oder ihre „Freisinnigkeit“ loben solle.

Der einfache Schlüssel zu diesem Verfahren des Mauthbeamten ist der, daß man in Chile die allerdings strengen Mauthgesetze anwendet auf alle Verkäufer von Waaren, und auf solche Individuen, bei welchen man absichtliches Einschmuggeln vermuthet, Reisende hingegen, welche mauthbare Gegenstände zum Selbstgebrauch mit sich führen, wenig oder gar nicht belästigt.

So muß ich denn nur gestehen, daß ich mich selbst ganz genau in Herrn Karl Marbel's Falle befunden, und verblüfft mit einer Menge Cigarren, Tabak und anderen mauthbaren Gegenständen von den Zollbeamten fortgeschickt worden bin, nur mit dem Unterschiede, daß Marbel Spanisch sprechen konnte, während ich mich jenes Mal, auf die un-

Handwritten note:
 In der Handlung des Herrn Marbel
 wurde ein Zollbeamter auf das
 Mauthgepäck für die Mauthzahlung
 verwiesen.

verständlichste Weise von der Welt, verständlich zu machen suchen mußte.

Die übrigen Marbeliana kommen indessen nicht auf meine Rechnung. —

Im Gasthose angelangt, producirte Marbel dem, ihn artig, aber in Hemdärmeln empfangenden Oberkellner seinen Paß, welchen dieser verkehrt in die Hand nahm, und ihn nach einigen Augenblicken wieder zurückgab.

„Bedürfen Sie meines Passes nicht, um ihn der Polizei vorzulegen?“ fragte Marbel.

Der Oberkellner antwortete:

„„Befehlen Sie ein Zimmer?““

„Ja, aber mein Paß — —“

Der Oberkellner nahm einen Schlüssel von der Wand, führte Marbel in seine Stube, und sagte, indem er einen Theil von unseres Reisenden Effecten dort niederlegte:

„Verzeihen Sie, mein Herr, ich weiß nicht, was ein Paß ist.“

Hierauf entfernte er sich.

Marbel schüttelte mit dem Kopfe.

„Großer Gott, in welches Land bin ich gerathen, in welchem man nicht weiß, was ein Paß ist!“

Nachdem er sich umgekleidet hatte, verfügte

er sich auf die Polizei, woselbst er mit höchstem Mißfallen die gänzliche Abwesenheit von reisenden Gehülften (die species homo, welche man früher Handwerksburschen nannte) und den specifischen Geruch vermischte, durch welchen sich die „Wartezimmer“ ähnlicher Anstalten im lieben Vaterlande auszeichnen, indessen wirkte das Innere des Heiligthums wohlthätig auf ihn ein.

Zum ersten Male nach einhundert und ein und vierzig Tagen erblickten seine Augen einen Aktenbehälter, und in demselben Stöße von Papier, welches unbedingt wirkliche ächte Akten waren, ausländische Akten, chilenische! Gerne hätte er sich auf dieselben gestürzt, keineswegs, um dieselben an sein Herz zu drücken, sondern um sich über ihre Form zu unterrichten, und die Art und Weise des Geschäftsganges, aber er stand vor dem Forum der hohen Polizei, und mäßigte deshalb sein Feuer.

Was die Repräsentanten dieser Polizei betraf, so bemerkte Marbel an einem Tische ohne alles Schreibgeräthe, denn dieses stand entfernt auf einem andern kleinern Tischchen, zwei höchst elegant gekleidete, mit künstlich gelocktem Haar und vielen goldenen Ketten und Ringen versehene Herren, welche Cigarren rauchten und sich gegenseitig

so lange aufmerksam zu betrachten schienen, bis nach einiger Zeit diese Aufmerksamkeit auf Marbel gelenkt wurde.

Dieser trat mit einer höflichen Verbeugung an sie heran, und überreichte abermals seinen Paß, mit dem Bemerkten, daß er, um den ohne Zweifel obwaltenden Formen zu genügen, hiermit eigenhändig denselben vorlege, da, wohl in Folge eines Mißverständnisses, ihm derselbe im Gasthose nicht abgenommen worden sei.

Der Herr, welchem Marbel sein Document überreicht hatte, blickte eine gewisse Zeit hindurch ernsthaft in dasselbe, und reichte es hierauf schweigend seinem Gegenüber. Da er aber Marbel's Paß nicht umwendete, so kam derselbe verkehrt in die Hände des andern Polizeiherrn, eben so wie vorher in jene des Oberkellners.

Troßdem sah auch dieser aufmerksam, wie es schien, in das gesiegelte und respektabel aussehende Papier, und zu seinem großen Vergnügen, und mit einer Art von wollüstigem Grauen, bemerkte Marbel in den Zügen dieses zweiten Herrn jetzt deutliche Spuren einer ächten und wahrhaften Amtsmiene.

Immer noch schweigend gab er Marbel den Paß zurück.

Der erste Herr sagte nun:

„Haben Sie sich über irgend Jemand zu beklagen?“

„Nein.““

„Was wünschen Sie eigentlich?“

„Ich wollte Ihnen bloß meinen Paß vorlegen.““

„Wir bedürfen keinen Paß.“

Marbel staunte den Sprechenden an, sprachlos, erschrocken eigentlich. Im Gasthose wußte man nicht, was ein Paß sei, auf der Polizei erhielt er zur Antwort, man bedürfe keinen!

War das möglich in einem kultivirten Lande? Und doch, er befand sich in einem solchen. Die Männer trugen Fräcke, Backenbärte und runde Hüte, die Damen seidene Kleider. Schaufenster und Firmen waren reichlich vorhanden, im Gasthose sah er mehrere, und selbst nach großartigem englischen Style gemodelte Zeitungen liegen, und selbst Claviertöne hatte er schon vernommen.

Alle Symptome der Bildung waren mithin vorhanden — nur das Paßwesen fehlte!

„Unbegreiflich.“

Er sagte das unwillkürlich laut.

Der Herr mit der Amtsmiene sah ihn streng

an, aber der, welchen er zuerst angesprochen, sagte beruhigend:

„Wenn Sie von hier abreisen, erhalten Sie, was Sie wünschen, einen Ausweis, un Pasaporte, und zwar aus dem Grunde, damit Niemand mehr eine ungerechte Forderung an Sie stellen kann, wenn alle gerechten bereits berichtet sind. Guten Morgen, mein Herr.“

Der Mann war höflich, er umging den eigentlichen Zweck jenes Ausweises, den jeder Abgehende haben muß, gehört er nicht zur Mannschaft eines Schiffes. Jener Zweck ist aber der, die Abreise eines Individuums zu verhindern, welches Schulden hat, indem einen Tag vor Ertheilung des Pasaporte der Empfänger öffentlich angeschlagen wird.

Wer einen verdächtigen Schuldmann hat, mag sich täglich die Liste der Abreisenden ansehen!

Im Uebrigen weiß die Polizei, bereits meist mehrere Tage vorher, Wohnung und Namen des Abreisenden, ehe sich derselbe selbst für den Pasaporte meldet, und um den Verdacht des Uebelnatürlichen von diesem ehrenwerthen Institute Chiles abzuwenden, wollen wir beifügen, daß dies höchst einfach durch die Schiffscapitaine bewerkstelligt

wird, da von Valparaiso aus Niemand das Land verlassen kann, außer zu Schiffe.

Nachdem Marbel diesen unerläßlichen Pflichten eines gesetzlichen Reisenden genügt hatte, fiel ihm seine Stellung als „Beamter“ ein.

Er wollte einigen Beamten Valparaisos seine Aufwartung machen.

Bisher war er kaum durch ein paar Straßen der Stadt gelaufen, es war ihm nicht eingefallen, die reizenden Schluchten gegen das Land zu, noch die prachtvollen Felsparthien längs der Küste zu besuchen, eben so wenig hatte er die nächsten Höhen erstiegen, welche häufig eine gleich wundervolle Fernsicht über das Innere, wie auch gegen die See hin bieten.

Er dachte, das könne Alles später geschehen, nahm eine weiße Halsbinde, welche er, da die Tante die seinigen confiscirt hatte, sich in Bremen frisch angeschafft, aus seinem Koffer, warf sich in Frack und fragte hierauf nach Jueces, nach Richtern.

Man bezeichnete ihm mehrere Häuser, nannte ihm die Namen der Sennores, und er trat gutes Muthes seinen Gang an.

Er war indessen offenbar irre gegangen, denn der als Richter bezeichnete Sennor stand in einem Tabakladen, und fragte ihn äußerst zuvorkom-

mend, was er wünsche. Marbel wollte sich keine Blöße geben und kaufte daher einige Cigarren, welche er, beiläufig gesagt, wenigstens zehn Mal theurer bezahlen mußte, als in Deutschland, und ging hierauf zu dem zweiten Richter.

Dieser Sennor verkaufte Theer, Pech, Laue, Bindfaden, Schwefelhölzer und eine unendliche Anzahl anderer Dinge. Marbel erstand einen Knäuel Bindfaden zu ebenfalls, nach unseren Begriffen, enormem Preise, und verfügte sich zum dritten, aus dessen Laden er sich, nach Erwerbung einer Beißzange, zurückzog, da dieser Sennor mit Eisenwaaren handelte.

Marbel beschloß noch einen vierten Versuch zu machen, hierauf seine erstandenen Artikel nach Hause zu bringen, und sich alsdann auf's Neue auf die chilenische Beamten-Jagd zu begeben.

Dieser vierte ihm angegebene Richter hieß Zipselio und hatte ein Specerei- und Spirituosen-Geschäft. Unser Freund war einigermassen in Verlegenheit. Sollte er, mit einer Schnapsflasche unter dem Arme, über die Straße gehen? Er, in seiner Stellung, im Fracke, und mit der weißen Cravatte?

Aber nach einigen Worten, welche er mit dem Sennor Zipselio gewechselt hatte, betrachtete ihn

dieser aufmerksamer, und sagte endlich in deutscher Sprache:

„Sie sind gewiß ein Deutscher?“

„„Mein Gott ja,““ sagte Marbel, erstaunt, und, gestehen wir es nur, gerührt, denn wohl Jedem, der halbwege ein wackerer Kerl ist, schwillt das Herz, wenn er draußen, weit weg von Allem, was ihm lieb und theuer, die Sprache reden hört, welche ihm einst seine Mutter stammeln gelehrt.

„„Mein Gott ja,““ sagte also Marbel, und dann gab ein Wort das andere, und nach zehn Minuten saßen die beiden Landsleute, die sich nie vorher gesehen, wie alte Jugendfreunde friedlich in Zipselio's Stube.

Vor Allem erkundigte sich Marbel, wie sein neuer Freund zu dem spanischen Namen gekommen.

„Das ist sehr einfach,“ erwiederte dieser. „Ich heiße eigentlich Zipsel, und nenne mich Zipselio, einmal, weil die „Hiesigen“ meinen ehrlichen Namen nie ordentlich aussprechen können, und es mit dem io besser geht. Dann, weil man einmal doch in dem Lande lebt, wo Alles auf io, a oder os ausgeht. Sie werden sich wohl auch bald Marbelio oder Marbelino nennen.““

Als Zipselio die Sehnsucht Marbel's nach Richtern und Beamten hörte, lachte er, und sagte:

„Sie waren allenthalben an der Quelle, und waren bei lauter wirklichen Richtern. Auch ich bin einer, da ich hier Bürger bin, und das Vertrauen meiner Mitbürger genieße. Man, das heißt die Bürgerschaft selbst, wählt hier, nach gewissen Stadt-Distrikten, Richter bis zu einem bestimmten Grade der Machtvollkommenheit. Inspectores zum Beispiel, mit Urtheil, ohne Appellation über Dinge bis zu zwölf Thaler Werth, und mit Freiheit des Verurtheilten, zu appelliren, bis zu neun und dreißig Thaler.

„Subdelegatas, welche in erster Instanz über Sachen urtheilen, von vierzig bis hundert und fünfzig Thaler Werth. In zweiter Instanz steht diesen das Urtheil zu über die Aussprüche der Inspectores, Sachen betreffend von zwölf bis vierzig Thaler.

„In ähnlicher Weise folgen sich: Alcades ordinarias und Jueces de latras, welche letztere schon Strassachen behandeln, Körperverletzungen und dergleichen.

„In höherer und höchster Instanz folgt endlich das Appellationsgericht, und dann das Oberappellationsgericht.“

Thränen der Rührung und Freude träufelten

von Marbel's Augen, und blieben, zitternden Thautropfen ähnlich, in der Schleife der weißen Cravatte hängen.

Instanz, Körperverletzung, Appell und Oberappell! Das Alles hat man hier in diesem glücklichen Lande. Er segnete die Tante, und fühlte sich geborgen.

Dann drückte er Zippelio's Hand, und wagte dennoch einige bescheidene Einwürfe, bezüglich der Würde jener unteren Richter, betreffs ihrer Stellung als Staatsdiener, und zugleich jener hinter dem Ladentische. Auch seine Bedenken, hinsichtlich des lauen Paktwesens, trug er dem neuen Freunde vor.

Dieser erwiderte:

„Die Sache mit den Richtern ist ausgezeichnet. Alles geht flugs von Statten, man appellirt über die Straße von einem Laden zum andern, man verschreibt kein Papier, und es laufen keine Sporteln auf. Dabei kostet das dem Staate keinen Pfennig, denn wir, die Richter, bekommen keine Besoldung. Alles der Ehrenpunkt! Und Jeder hält sich brav und unpartheiisch, weil er nach drei Jahren wieder gewählt sein will. Was aber die Polizei betrifft, da nehmen Sie sich in Acht! Die hat hier den Teufel im Leibe! So im Ge-

wöhnlichen ist sie äußerst artig und liebenswürdig, gar nicht wie die drüben bei uns, hat's aber einen Haken, so wird sie verteufelt grob, wieder viel gröber als drüben die Ihrige, welche, wenn's recht viele Haken und Schrollen hat, meist höflicher wird, und menschenfreundlich zum Erschrecken."

Marbel war nachdenklich geworden. Einmal machte ihm die unumwundene Sprache dieses chilenischen Beamten einen eigenthümlichen Eindruck.

Er liebte trotz seiner sichtbaren weißen Halsbinde und seines unsichtbaren Zopfes dennoch ungemein das, was man Fortschritt nennt, er schwärmte, im Vaterlande, wenn auch nicht eben allzu öffentlich, dennoch aber fast immer unter seinen Collegen, für jedes, der ständigen Opposition angehörige Kammermitglied, besonders wenn dieses für die Aufbesserung der Gehalte, vom Rathe an abwärts, gesprochen hatte. Stand in irgend einem, eben dieser ständigen Opposition angehörigen Blatte, ein Leitartikel, der sich durch ganz besondere Bissigkeit auszeichnete, so sagte Marbel zu seinen Bekannten: „Haben Sie gelesen? stark, sehr stark!“ Dann setzte er hinzu, indem er die Schultern zog: „aber, wahr leider sehr wahr!“

In Folge dieser Aeußerungen kann Niemand beanstanden, daß Marbel ein freisinniger junger

Mann, im Geschmache seines Decenniums war, und diese Freisinnigkeit dehnte sich aus auf die Geistlichkeit, auf den Adel und das Militair, unter ganz guten Freunden wohl auch auf die Gehalte der Minister, keineswegs aber auf den Beamtenstand, welcher ihm, nach allen Richtungen hin, für unantastbar galt.

Wir wissen sehr wohl, daß diese Art von Liberalismus ausnehmend selten ist, aber nichts desto weniger huldigte Marbel derselben, und konnte deshalb nicht begreifen, wie Krämer Richter sein, und mit einer Hand die Wage der Gerechtigkeit handhaben, und mit der andern Schnupftabak abwiegen könnten. Auch fand er die Ansichten über die Polizei, welche Zipselio ausgesprochen hatte, gewissermaßen anstößig, während ihm zugleich die Schärfe dieser Polizei bei gewissen „Haken“ auffällig war, und Furcht verursachte. Was waren dies für Haken?

Zipselio unterbrach seine Gedanken, indem er sich entschuldigte. Er trat noch im Laufe des Tages eine, längere Zeit in Anspruch nehmende, Reise an, versprach aber, sogleich nach seiner Zurückkunft, Marbel zu besuchen.

Dieser sagte:

„Ich nehme mir dieser Tage eine Privatwohnung, wie finden Sie diese?“

Aber Zipfelio erwiderte lachend:

„Einen Tag, ehe Sie Ihre Wohnung miethen, weiß die Polizei schon, wohin Sie ziehen werden!“

Hierauf trennten sich die jungen Männer, und Marbel ging, über alle die neuen Dinge, welche er erfahren hatte, nachdenkend nach Hause.

Des folgenden Tages miethete er sich eine Wohnung in der Stadt, und überlegte, ob wohl gestern schon, während er Zipfelio diesen seinen Entschluß mitgetheilt, die Polizei Kenntniß von demselben gehabt habe.

Nun begann er sich die Stadt zu besichtigen, und eben so Ausflüge in die Umgebung zu machen, und hätte ihn die alte Jungfer Marbel bisweilen bei diesen begleiten können, so wäre sie ohne Zweifel außerordentlich zufrieden mit ihrem Neffen gewesen.

Mit Bewunderung sah er anfänglich auf die ihm neuen und vollkommen unbekanntem Pflanzen- und Baumformen, welche üppig wuchern in den bewässerten Schluchten um Valparaiso, und auf die grotesken Felsenparthien, die, einige Stunden

landeinwärts, die romantischsten Thäler von der Welt bilden.

Dann blickte er mit stillem Entzücken von den Höhen, oberhalb Valparaiso, über das Flachland hinweg, nach der riesigen Bergkette, der hohen Cordillera, und wußte nicht, was er mehr bewundern sollte, das reizende Land, welches unter ihm im Sonnenschein glänzte, den großartigen Bergeshintergrund, der die Landschaft schloß, oder das unendliche Himmelsgewölbe, welches tiefdunkelblau und in unaussprechlicher Klarheit über all' die andere Pracht gespannt war.

Als er aber endlich einmal, ganz zufällig, auf jenen reizenden, südlich von der Stadt gelegenen Punkt gekommen war, welcher eine Aussicht gestattet über eine glänzend dunkelgrüne Waldesstrecke tief zu unseren Füßen, über felsige Hügel auftauchend aus dieser, über Fruchtfelder dann wieder und Hacienden, gleichzeitig aber auch über das unendliche Meer, wetteifernd mit dem Himmel an Bläue, an Glanz und Pracht, da jubelte er laut auf, und fühlte zugleich, daß er begann ein anderer Mensch zu werden.

Aber Rom ward nicht in einem Tage erbaut; betrat er die Stadt wieder, so kehrte häufig ein guter Theil seiner früheren Gedanken zurück, und

in seinen nächtlichen Träumen mischten sich, auf tolle, verworrene Weise, Bureau- und Felswände, Basaltkegel und Dintenkrüge, und das frische, duftige Grün der Waldesflächen, mit dem dintenbefleckten des großen Sitzungstisches.

Eigentlich ohne sein Zuthun, wurde er, im Laufe der nächsten Wochen, auch mit einigen jungen Deutschen, Leuten seines Alters, bekannt. Meist waren dies Kaufleute, da Valparaiso ausschließlich Handelsstadt; und konnte er auch nicht von seinem Fache mit ihnen reden, ja selbst wenig Nachricht von ihnen erhalten über die Verhältnisse des Landes, mit Ausnahme der kaufmännischen, so brachte er dennoch die Abende jetzt fast stets in Gesellschaft zu, und begann täglich sich mehr und mehr heimisch zu fühlen.

Gewöhnlich kamen die jungen Leute in einem Kaffeehause zusammen, welches an einer, oder eigentlich besser, an der einzigen Hauptstraße der Altstadt gelegen war.

Als Marbel eines Abends dort eintrat, fand er Alles in großer Aufregung, und da seine Freunde noch nicht anwesend, befragte er einen ältern Mann um den Grund dieser ungewöhnlichen Bewegung, und erfuhr, daß man eine Bande von verdächtigem Gesindel und von zum Theil schon

bekannten Räubern, welche die Straße nach Santjago unsicher gemacht hätten, eingefangen habe, und daß man dieselbe demnächst hier vorüberbringen werde.

Der Berichterstatter pries die Vortrefflichkeit der Chilenischen Polizei, in welchem Punkte Marbel ihm in den höflichsten Worten beipflichtete, und zugleich unverhohlen hinzufügte, daß er in einem fremden Lande Nichts mehr scheue, als ein unangenehmes Zusammentreffen mit den Behörden. Als endlich Marbel's Bekannte sich einfanden, bestätigten sie die Nachricht des alten Herrn aus Valparaiso, und kurze Zeit darauf wurden, beim Scheine mehrerer Laternen, wirklich die Gefangenen vorübergeführt.

Berittene Polizeisoldaten begleiteten dieselben, und sowohl diese, als auch die Gefangenen schienen zum Theil verwundet. Es waren Weiber und Kinder unter den Letzteren, welche heulend und wehklagend dem Zuge folgten, oder vielmehr folgen mußten, während die Männer, fast alle wilde und verzweifelt aussehende Gesellen, trotzige und drohende Blicke um sich warfen, und ungeachtet der Ketten oder Stricke, mit welchen sie gefesselt waren, gefährlich genug aussahen.

Ich selbst habe zur Zeit meines Aufenthalts

in Valparaiso einen ganz ähnlichen Zug gesehen, und noch steht diese, ganz eigenthümliche nächtliche Scene lebhaft vor meinen Augen. Besonders auffällig war mir die Hast und Eile, in welcher sich das Alles vorüber bewegte, als suche man, so bald als möglich, die gefährliche Waare in Sicherheit zu bringen, und das zwar so, daß, während die Männer im raschesten Geschwindigkeit vorüberzogen, die Frauen und Kinder, geradezu laufend, vorwärts getrieben wurden. Ich vermag nicht zu berichten, wo man jener Gauner habhaft wurde; indessen scheint der Kampf kaum sehr weit von der Stadt selbst stattgefunden zu haben, denn sowohl die Besiegten, als auch die Sieger, welche entweder ihre blanken Säbel in den Händen, oder Büchsen schußfertig quer vor sich hatten, sahen lebhaft angeregt und zum Theil zerzaust aus.

Wie es allenthalben bei solchen Vorfällen zu geschehen pflegt, so drehte sich den Abend hindurch das Gespräch um ähnliche und verwandte Gegenstände. Man erzählte Diebes-, Räuber- und Mordgeschichten, und nachdem man Chile nach und nach in eine wahre Gaunerhöhle umgewandelt hatte, erlagen auch andere Länder der Erde demselben Schicksale.

Als man sich endlich getrennt hatte und Marbel nach Hause gekommen war, verschloß er höchst sorgfältig seine Thür, ward jedoch zum ersten Male, seit er diese Wohnung bezogen hatte, darauf aufmerksam, daß dieser Verschuß ihm wenig Sicherheit gewähren würde, indem sich dicht neben der Thür ein Fenster befand, welches, eben so wie die Thür selbst, auf einen Balcon führte. Er war also von der Straße eigentlich nur durch die Glasscheiben dieses Fensters getrennt, denn dasselbe war unvergittert, und obgleich sich das Zimmer Marbel's über einer Stiege befand, so hatte zu dem Balcon doch Jedermann freien Zutritt, da die Hausthür nur selten des Nachts geschlossen wurde, nie aber vor zwei Uhr des Morgens.

Es liegt dies in der Sitte des Landes, und enthält eigentlich, an und für sich selbst, wieder eine Beruhigung, denn bei häufigen Diebstählen würde man ohne Zweifel für einen sorgfältigern Verschuß Sorge tragen.

Aber dies bedachte Marbel jenes Mal nicht, sondern, nachdem er sich zu Bette begeben und sein Licht ausgelöscht, heftete er seine Augen unwillkürlich auf das gefährliche Fenster, als wolle er

es die ganze Nacht hindurch auf diese Weise bewachen. Endlich aber entschlief er.

Er mochte etwa eine Stunde entschlummert gewesen sein, als er erwachte, und wie er sich sogleich erinnerte, durch ein leises Klopfen oben an jenes verdächtige Fenster.

Marbel rührte sich nicht, aber alsbald wiederholte sich dieses Klopfen, und es däuchte ihm, als habe er eine Hand gesehen, welche indessen sogleich wieder verschwand. Dann klopfte man zum dritten Male, und diesmal ziemlich stark.

Da es mithin den Anschein hatte, als wolle der Klopfende nicht aus freien Stücken aufhören sich bemerkbar zu machen, so beschloß unser Freund Notiz von seiner Anwesenheit zu nehmen, und nach einem verunglückten Versuche brachte er ein ziemlich vernehmbares „Wer da“ zu Stande.

Draußen klopfte man wieder, und eine, wie es schien, jugendliche Stimme sagte Etwas, was Marbel indessen nicht verstand.

Allerlei verwirrte Gedanken durchkreuzten das Gehirn des Belästigten, da er aber dennoch einsah, daß es auf diese Weise nicht wohl fortgehen könne, stand er auf, bekleidete sich flüchtig, und nachdem er einen mächtig großen Dolch mit Perlmuttergriff, welchen die Sorgsamkeit seiner Tante

ihm mitgegeben, in die Hand genommen hatte, näherte er sich dem Fenster.

Draußen mußte man ihn beobachtet haben, denn sobald er Anstalten getroffen hatte sich anzukleiden, klopfte man nicht wieder, und nachdem Marbel vorsichtig an das Fenster getreten war, sah er auf dem Balcon einen Knaben von etwa vierzehn Jahren stehen, welcher flehend die Hände gegen ihn aufhob.

Marbel lehnte sich jetzt schief gegen das Fenster, wodurch er wenigstens einen Theil des Balcons übersehen konnte, und hielt scharfen Ausguck.

Der Knabe schien allein zu sein.

Hierauf öffnete Marbel das Fenster ein wenig, und fragte nach seinem Begehr, und nun fiel der Knabe auf die Kniee nieder, und sagte weinend, aber mit gedämpfter Stimme:

„Um der Wunden Christi willen, laßt mich ein!“

„„Was willst Du von mir?““ erwiderte Marbel. „„Warum kommst Du mitten in der Nacht?““

„D Herr, ich bin verloren, wenn Ihr nicht öffnet!“

„„Bist Du allein?““

„Bei der heiligen Jungfrau! Niemand ist bei mir, aber ich werde von blutdürstigen Feinden verfolgt.“

Da Marbel, wie wir bereits erwähnten, ein guter Mensch war, so öffnete er nach kurzem Bedenken die Thür, warf einen flüchtigen Blick auf die ganze Länge des Balcons, welcher durch die Sternhelle der Nacht ziemlich gut zu überschauen war, und da er sah, daß der Knabe wirklich allein war, ließ er ihn eintreten, und schloß hinter ihm wieder die Thür.

Jetzt warf sich der Knabe vor ihm auf die Erde, umschlang seine Kniee und sagte mit weicher, zitternder Stimme:

„Lösch Euer Licht, o Herr, ich will Euch Alles sagen!“

Marbel that, was er verlangte, und da der Knabe immer noch in seiner bittenden Stellung verharrte, so bedeutete er ihn aufzustehen, um zu sagen, was ihn hierhergebracht.

„Nicht eher, bis Ihr mir Ausnahme verspricht für diese Nacht!“

Nachdem dies geschehen war, erfuhr Marbel, daß sein Schübling ein elternloser Waisenknabe sei, welcher seinem bisherigen Dienstherrn, der ihn barbarisch behandelt, entlaufen, und dienstsuchend nach einer Hacienda, etwa eine Stunde weit von der Stadt entfernt, sich habe begeben wollen. Er sei zu fremden, ihm unbekanntem

Menschen gekommen, und kurz darauf, sammt diesen, von den streifenden Polizeisoldaten aufgegriffen worden. Alle Bethuerungen seiner Unschuld seien fruchtlos gewesen, und er würde sicher der härtesten Strafe nicht entgangen, und auf Zeit seines Lebens gebrandmarkt sein, wäre es ihm nicht gelungen, zu entfliehen, in dem Augenblicke, als man die Räuber in das Gefängniß gebracht.

„Und jetzt suchst Du die Polizei?“ sagte Marbel, welcher fühlte, wie sich seine Haare sträubten bei dem Gedanken an die möglichen Folgen dieses Abenteuers.

„„Freilich, Herr,““ erwiderte sein Schübling unbefangen.

„Wenn sie Dich hier finden, sind wir Beide verloren!“

„„Gewiß,““ sagte der Knabe naiv, „„sie ist furchtbar diese Polizei, aber,““ setzte er mit dem Tone der Ueberzeugung hinzu, „„heute suchen sie nicht in den Häusern, und morgen steht mir ein Mittel zu Gebote, was mich gegen alle Nachforschung sicher stellt.““

„Was ist dies für ein Mittel?“

„„Erst morgen kann ich es Euch sagen, aber ich schwöre Euch, daß es sich so verhält.““

Sollte Marbel das arme Kind hinausstoßen in die Nacht, und in die Klauen dieser grausamen Polizei fallen lassen, welche ihm jetzt wie ein Stück von Spanien, hierher verpflanzter, blutdürstiger Inquisition erschien? Für heute wollte er ihn beherbergen, morgen aber wollte er ihn entfernen, mochte auch das Mittel des Knaben, sich den Nachstellungen der Polizei zu entziehen, bestehen in was es wolle.

Seine ziemlich bescheidene Wohnung bestand in einem Zimmer, in welchem er selbst schlief, und in einem kleinen, nebenan befindlichen Kämmerchen. In dieses führte er den Knaben, und bedeutete ihm, auf einer Seegras-Matratze, welche er vom Schiffe mit in seine Wohnung gebracht, sich für den Nest der Nacht einzurichten.

Der Knabe umschlang abermals seine Kniee, und Marbel fühlte heiße Thränen auf seine Hände fallen, als er dieselben küßte. Hierauf huschte er auf den ihm angewiesenen Platz, und Marbel sah im Halbdunkel, wie er sich dort zusammenkauerte.

Unser Held schloß nun die Thür, und entschlummerte endlich, im Gefühle, eine gute That verrichtet zu haben, trotz dem immer noch drohend im Hintergrunde stehenden Gespenst der Polizei.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß man des Morgens beim Erwachen alle Dinge schärfer und klarer betrachtet, als gewöhnlich am Abend vorher, jedenfalls aber auch nüchterner, frei von jedem poetischen Anstrich, und zugleich düsterer.

Als daher Marbel des Morgens ziemlich früh erwachte, überkam ihn ein äußerst unangenehmes Gefühl. Was er noch vor einigen Stunden gewissermaßen für eine edle Handlung gehalten hatte, kam ihm jetzt fast vollkommen wie eine sträfliche vor, und sein juristisches Gewissen begann sich mächtig zu regen.

Er hatte einem Vaganten, im besten Falle, vielleicht aber auch einem wirklichen Genossen jener Räuber Herberge gegeben. Kam die Sache zur Anzeige, so konnte er in schlimme Händel verwickelt werden.

„Acta contra Marbel et Consorten, Beherbergung verdächtigen Gesindels betreffend!“

Er sprang bei diesem Gedanken entsetzt aus dem Bette, und lauschte an der Thür des Kämmerchens. Alles war still, Nichts regte sich. Die Kammer hatte ein kleines Fensterchen, vielleicht war der Bursche durch dasselbe entflohen! Aber er getraute sich nicht zu öffnen, um nicht das Gegentheil zu

sehen, denn es wurde ihm leichter bei dem Gedanken an die mögliche Flucht seines Schüglings.

Da klopfte es plötzlich an die, auf den Balcon führende Thür, welche noch von Innen verschlossen war, und Marbel schreckte bei diesem Tone so heftig zusammen, daß er im ersten Augenblicke nicht im Stande war zu öffnen, nachdem er sich aber in Etwas gesammelt hatte, schob er den Riegel zurück.

„Sie kommen,“ dachte er. Aber sie kamen nicht, sie waren schon da!

Ein großer Mann stand vor ihm, mit von der Sonne gebräuntem Gesicht, starkem Backenbarte und einer Schramme quer über die Stirne. Er legte die Hand, militairisch grüßend, an seine Schirmmütze, welche er nicht abnahm, als er in's Zimmer trat, und ließ einen Blick über dasselbe schießen, so regelrecht polizeilich, daß, selbst in der aller ruhigsten Zeit, ein deutscher Polizeidiener nicht grimmiger und inquisitorischer hätte dreinblicken können. Marbel wußte, wer vor ihm stand!

„Herr Carl Marbel?“ fragte jetzt der Mann.

„Ja, so heiße ich.“

„Hat nicht gestern, oder heute des Morgens, ein Knabe bei Ihnen Unterkunft gesucht?“

Das geht rasch, dachte Marbel. Wo bleibt

die Frage nach Alter, Stand, Religion, ob ledig oder nicht. Aber er besann sich, daß er kein Verhör zu bestehen habe, sondern daß man bloß Recherchen bei ihm anstelle. Dann sagte er herzlich:

„„Rein!““

„Wir müssen das glauben,“ sagte jetzt der Diener der Gerechtigkeit, „und haben vorläufig nicht das Recht, Ihr Haus zu durchsuchen. Aber obgleich der Bursche ziemlich unschuldig erscheint, denn alle seine Mitgefangenen wollen Nichts von ihm wissen, so ist es doch ein großes, ein sehr großes Glück für Sie, daß er sich nicht an Sie gewendet hat, denn die Aufnahme eines aus dem Gefängniß Entflohenen wird auf das Strengste bestraft. Sollten Sie aber noch gar den Flüchtling verheimlicht haben, so wäre Ihr Schicksal ein bedauernswerthes, und könnte Ihnen, selbst in der Folge noch, schlimme Händel zuziehen.“

Marbel war einmal auf dem Punkte, Alles zu gestehen, während sein Gegenüber ihm diesen wohlgesetzten Sermon hielt, aber einmal hielt ihn eine gewisse Ritterlichkeit ab, den armen Teufel zu verrathen, der sich in seinen Schutz begeben, und dann dachte er: „Wenn sie mich schon strafen wollen, weil ich ihn aufgenommen habe, so will ich's darauf ankommen lassen, und ihn auch noch

verheimlichen, und ist einmal dieser Kerl aus meiner Stube, so bleibt mir der verwünschte Junge auch keine Viertelstunde mehr im Hause, wenn er überhaupt noch da drinnen steckt. Dann ist Alles in Ordnung.

Zum ersten Mal in seinem Leben nahm er eine ähnliche Angelegenheit auf die leichte Schulter.

Der Polizeimann verbeugte sich hierauf in artiger Weise, was Marbel erwiderte, und ihn bis an das Ende des Balcons begleitete, worauf sich jener entfernte.

Marbel blieb noch eine kurze Zeit auf dem Balcon, um sich zu überzeugen, daß er nicht wiederköhre. Er sah ihn in zwei andere Häuser derselben Straße gehen, in welchen er aber nur ganz kurze Zeit verweilte, und hierauf die Straße gänzlich verließ.

„Gewonnen!“ sagte Marbel jetzt zu sich selbst. „Trog ihren strengen Gesetzen, welche aber eigentlich gar keine juristische Grundlage haben, halten sie doch die Haussuchung auf höchst ungeeignete Weise ab. Lächerlich! So fangen sie Keinen! Aber jetzt hinein. Ist der Junge noch da, so gebe ich ihm ein paar Thaler, und dann fort mit ihm auf alle Fälle.“

Er ging auf die Thür seiner Kammer zu und öffnete.

Der Knabe stand lächelnd vor ihm, einfach bekleidet mit Beinkleidern, und in Hemdärmeln, aber der sonderbare Junge hatte einen ganz artigen weiblichen Busen, und das Netz auf seinem Kopfe schien eine reiche Fülle Haares zu bergen.

„Ich heiße Julia, und bin ein Mädchen,“ sagte der Junge, indem er auf die angenehmste Weise lächelte.

Marbel war wie vom Blitze getroffen und starrte seinen Jungen, welcher ein Mädchen war, mit offenem Munde sprachlos an.

„Das ist mein Geheimniß,“ fuhr Julia fort, „was ich Ihnen versprach, mein edler Erretter, und Ihnen gestern nicht enthüllen konnte, da ich, als Jungfrau, nicht mit einem Manne in einem — Zimmer bleiben durfte.“

Und gleichsam um zu beweisen, daß diese strengen Sitten durchaus nicht die Gefühle der Dankbarkeit ausschließen, flog sie jetzt auf den Ueberraschten zu und schloß ihn zärtlich in ihre Arme.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin —“ das heißt mit anderen Worten: Marbel, obgleich noch immer in der größten Verwunderung, erwiderte, gewissermaßen mechanisch, ihre Küsse und ihre Umarmung,

und nachdem sie endlich aus seinen Armen ent-
schlüpft, war er wo möglich noch verblüffter als
vorher.

Julia schien auf festerem Boden zu stehen.

„Jetzt machen wir das Frühstück, Carlos,“
sagte sie heiter, und es hatte den Anschein, als
habe sie gestern, trotz der Dunkelheit, dennoch
schon den Aufbewahrungsort aller Geräthschaften
ausgefundschaftet, denn in wenigen Augenblicken
war schon Marbel's Kaffeemaschine in vollen
Gange, und Julia sah sich nach den Tassen um.
Es war bloß eine vorhanden.

„Ich nehme das Glas da,“ sagte sie, indem
sie vom Waschtische eines hinwegnahm und auf
den Tisch zu Marbel's Tasse stellte.

Während jetzt das Wasser zu kochen begann,
fand endlich Marbel erst Worte, seine Verwunde-
rung auszudrücken.

„Wie ist denn das Alles gekommen?“ sagte er.

„Weiß ich's, wie es gekommen ist, daß ich
Dich so unaussprechlich liebe,““ erwiderte Julia.

Und Marbel gab, da ihm nichts Besseres ein-
fiel, zur Antwort:

„Es ist wirklich außerordentlich.“

Julia lachte, schenkte ihm und sich Kaffee ein,
drehete hierauf mit gewandter Hand einige Papier-

cigarren, von welchen sie eine anzündete und sie ihm hierauf in den Mund schob. Eine zweite nahm sie für sich in Beschlag, und hierauf begann sie zu plaudern.

Carlos, denn für diesen Morgen müssen wir ihn wohl so nennen, Carlos erfuhr nun, daß sie wirklich eine Waise sei, und, um den Angriffen eines blutschänderischen alten Oheims zu entgehen, gestern geflohen sei. Sie war dann durch einen unglücklichen Zufall unter die Räuber gerathen, und mit diesen gefangen worden.

„Nun ich bei Dir bin,“ schloß sie, „ist Alles gut. Es ist ihnen ein Knabe entflohen, auf ein Mädchen haben sie keinen Anspruch, ja sie vermuthen nicht im Entferntesten mein Geschlecht. Ich bin Dir nur gefährlich als Knabe.“

Carlos Marbel schien sich allmählig in sein Geschick zu finden, er schwatzte oberflächliches Zeug mit seinem Findlinge, und betrachtete denselben nach und nach genauer.

An ihrem Wuchse war Nichts auszusagen, für Den wenigstens, der eben nicht einzig für hohe, junonische Gestalten schwärmt, oder für solche von ganz unbegreiflicher und übernatürlicher Schlankheit, denn sie war nicht unzierlich gebaut, obgleich sie eher klein als mittelgroß zu nennen war, und

hatte, wie es schien, ziemliche Anlagen, rund und voll zu werden.

Was das Gesicht betrifft, so war es, gestehen wir es offen, keineswegs schön zu nennen. Es war Alles unregelmäßig an demselben, und obgleich es griechische Physiognomien giebt, welche, mit Ausnahme eines plastischen Künstlers, alle Welt kalt lassen, während ganz unregelmäßige Züge bisweilen, ja selbst häufig, einen ganz besonders anziehenden Reiz besitzen, so war dies Letztere bei Julia doch durchaus nicht der Fall. Es war jenes Ensemble der einzelnen Unregelmäßigkeiten nicht vorhanden, was nicht selten so gut läßt.

Sie war also ein kleines rundes Persönchen mit einem ziemlich unschönen Gesichte.

Ziemlich dieselben Bemerkungen machte auch Marbel, auf der andern Seite hatte er aber wieder ein gewisses Behagen an dem Thun und Treiben der Kleinen in seinem Zimmer, denn es ist ein eigenes Gefühl für einen Junggesellen, plötzlich ein weibliches Wesen in seinen vier Pfählen schalten und walten zu sehen.

Weibliches Wesen! Marbel hatte in der That diese zwei inhaltsschweren Worte, wenn auch nicht ausgesprochen, doch wenigstens gedacht, und jetzt fiel sein Blick auf Julia, welche ihm den

Rücken kehrte und beschäftigt war, ihre improvisirte Tasse zu reinigen, und wieder an ihren alten Platz zu bringen.

Das war aber denn doch auf die Länge keine Bekleidung für ein „weibliches Wesen,“ diese Höschen, welche zum Theil etwas defekt, und nebenher auch nicht allzuweit waren!

„Julia,“ sagte er, „vor Allem wollen wir uns berathen, wie wir Dir anständige Kleider verschaffen, und alsdann, — wo Du wohnen sollst.“

Die Angesprochene setzte sich auf seine Kniee, und schlang den Arm um seinen Hals.

„„Zuerst gehst Du aus, und holst Kleider für mich in einem Magazin, damit ich mich auf der Straße sehen lassen kann. Dann gehen wir zusammen, und kaufen die anderen Dinge, welche wir nöthig haben. Nicht wahr?““ sagte sie schmeichelnd.

Marbel schwindelte der Kopf. Aber Frauenkleider waren vor Allem nöthig. Er ging also welche zu kaufen, nicht ohne starke Beängstigung, indem es ihm unschicklich erschien, daß er, als ein junger Mann, einen vollständigen weiblichen Anzug auswählen solle.

Gezwungen lächelnd erklärte er, nachdem er

das Magazin betreten, er wolle, eines „Scherzes halber“, einen vollständigen Frauenanzug kaufen.

Er war in den Laden einer Französin gekommen, mithin vollkommen an die rechte Quelle.

Die Besitzerin lächelte ebenfalls, aber keineswegs scherzhaft, oder als betrachte sie diesen Einkauf als eine besondere Erscheinung, sondern einfach freundlich, wie alle Französinen.

„Wie groß ist die Dame?“ sagte sie.

Marbel gab ein beiläufiges Maß, indem er die flache Hand in die Luft hielt, und abschätzend mit derselben auf und nieder fuhr.

„Schön! und die Taille?“

Er nahm jetzt auch die andere Hand zu Hülfe, wieder ab- und zugehend, nach seiner Erinnerung.

„Man kann alle diese Kleider ein wenig knapper machen,“ sagte die Französin, „und deshalb rathe ich Ihnen zu diesem Maße, was etwas weit ist.“

In kurzer Zeit lagen eine hübsche Anzahl weiblicher Hüllen vor Marbel; er traf seine Wahl, und die Verkäuferin belobte seinen Geschmack. Dann sagte sie:

„Jetzt kommen die Strümpfe; hat die Dame starke Waden?“

Marbel wurde ein wenig roth. Er war in

doppelter Verlegenheit. Einmal kam es ihm toll vor, daß diese junge Frau, welche er nie vorher in seinem Leben gesehen hatte, so ohne allen Rückhalt ihm diese Frage stellte; zweitens wußte er in der That die Wahrheit nicht, und konnte doch nicht sagen, daß er die „junge Dame“ bis jetzt nur bekleidet mit den Höschen eines Betteljungen gesehen hatte.

Die junge Französin kam ihm zu Hülfe. Sie stellte ihren Fuß auf einen Stuhl, hob grazios ihr Kleid, und ließ ihm die zierlichste Wade von der Welt sehen.

„Sind sie so?“

„Ja, so sind sie,““ sagte Marbel auf gut Glück. Aber er konnte sich nicht enthalten, diese wundervolle Wade anzutippen, freilich nur mit einem Finger, leise fühlend, als untersuche er eine Geschwulst.

„Ah!“ machte die junge Frau, indem sie ihr Kleid fallen ließ.

„Ich gebe Ihnen nur ein Duzend Strümpfe mit,“ sagte sie hierauf, „als Muster, so wie die anderen Sachen auch. Im Vorübergehen sieht sich die Dame wohl einmal Alles selbst an, denn ich bin überzeugt, daß sie ihren ganzen Bedarf von nun an bei mir nehmen wird.“

Nachdem Marbel einen, für Valparaiso mäßigen Preis bezahlt hatte, ließ er die erstandenen Gegenstände bis an sein Haus bringen, und schleppte dieselben hierauf, aus leicht begreiflichen Gründen, eigenhändig treppaufwärts in seine Stube.

Julia schien überglücklich, und machte ihm Vorwürfe, daß er so theuere Dinge erstanden.

„Bin ich denn so viel werth?“ sagte sie.

Dann kleidete sie sich, mit großer, ja mit außerordentlicher Naivetät, in Marbel's Gegenwart an.

Sie zeigte ihm ihren Arm:

„Sieh,“ sagte sie, „wie weiß dieser Arm ist, gegen meine Hand und mein Gesicht; aber der schändliche Oheim ließ mich die härtesten Feldarbeiten verrichten, um mich zu zwingen, ihm meine Ehre preiszugeben. Ha! wie wird er sich ärgern, daß ich ihm entflohen! Dir lauf' ich nicht davon!“

Marbel überkam eine dunkle Ahnung, daß wirklich dies so bald der Fall nicht sein werde, denn nachdem sie angekleidet war, und gleichzeitig er selbst den ersten Unterricht als Zofe erhalten hatte, hing sie sich an seinen Arm.

„Jetzt gehen wir aus,“ sagte sie, „und kaufen noch ein paar Anzüge für mich. Man schont die Kleider besser, wenn man Abwechslung hat.“

Sie hatte gewonnen durch den modischen An-

zug, das war nicht zu läugnen, und als Marbel an ihrem Arme durch die Straßen schritt, war er ordentlich stolz.

„Was würde die Tante für ein Gesicht machen, wenn sie mich da mit — — mit der Julia herumspazieren sähe,“ dachte er, „aber es geschieht ihr eben recht! Ich werde jetzt flott werden. Warum hebt sie mich da herüber, zu ihrem Vergnügen, wie sie sagt.“

Allerdings hätte sich die Tante verwundert über die Art und Weise, wie Julia die Schonung ihrer Kleider einleitete. Man besuchte verschiedene Läden, und in allen kaufte sie Stoffe, und da meist, oder wenigstens häufig, solche Gewölbe von Schneidern gehalten werden, so wurden mehrfach die Maße genommen, schon fertige Kleider anprobiert, Veränderungen angegeben, und als endlich die Zeit zum Mittagstische kam, hatte die Sennorita, denn man sprach sie allenthalben mit diesem allgemeinen und außerordentlich bequemen Namen an, etwa ein Duzend Anzüge.

Es lag klar vor Augen, daß durch diese weise Maßregel der zuerst erstandene außerordentlich geschont wurde.

Wenn Marbel sich fragen wollte, wie er eigentlich dazu käme, für dieses Mädchen, welches ihm

vor etwa zwölf Stunden — zugelaufen war, — es gab keinen andern Ausdruck, solche enorme Ausgaben zu machen, so traf es sich meistens, daß er ein so eben erstandenes Kleid, ein Tuch, einen Stoff oder einen andern Gegenstand bezahlen mußte, und so gelangte er nie recht zur Beantwortung seiner Frage, auch bei Tische nicht, denn dort entzückte Julia, Marbel's Bekannte, durch ihre Lebendigkeit und ihr aufgewecktes Wesen.

Was Marbel aber in die größte Verwunderung versetzte, war, daß Niemand fragte, wer seine Begleiterin sei, oder irgendwie ein Erstaunen über ihr Erscheinen äußerte, und eben so seine Bekannten nicht, welche ihn vorher, mit Julia am Arme, auf der Straße begegnet waren.

Erst allmählig wurde ihm klar, daß man in Chile und den verwandten Ländern über solche Dinge höchst nachsichtig urtheilt, und nicht mit einer scheinheiligen Philisterhaftigkeit über Angelegenheiten den Stab bricht, welche man heimlich ebenfalls selbst im Gange hat, oder wenigstens höchst wünschenswerth findet.

Man kann dort öffentlich die größten Thorheiten dieser Art treiben, ohne der übeln Nachrede anheimzufallen, während man ander-

wärts, indem man sich ruinirt, auch noch ein Heuchler werden muß.

Der Vortheil liegt auf der Hand.

Als Marbel, welcher des Mittags mehr Wein als gewöhnlich getrunken hatte, mit Julia wieder nach Hause ging, um Siesta zu halten, überlegte er bei sich, daß es jetzt thöricht sein würde, dieses Mädchen fortzuschicken, für welches er bereits so bedeutende Ausgaben gemacht hatte, und als die Siesta beendet war, pries er seinen guten Genius, welcher ihm ein Geschöpf von solcher Liebenswürdigkeit zugeführt hatte, wie seine Julia.

Der Tante Marbel schlug er ein Schnippchen über Land und Meer:

„Wenn mich die Alte hat knöcheln wollen, ist sie schief gewickelt. Wir leben hier in floribus!“

Er lebte wirklich in floribus. Nach und nach brachten einige Freunde ebenfalls ihre Sennoritas zu Julia, welche rasch Freundschaft schloß mit diesen; man machte gemeinschaftliche Spazierritte, verbrachte die Abende in der heitersten Gesellschaft, und Marbel gestand sich, daß er früher keine Ahnung gehabt, wie angenehm und vergnügt es sich überhaupt leben lasse.

Dabei war Julia die zuvorkommendste Freundin. Sie ließ es sich nicht nehmen, eigenhändig ab-

gerissene Knöpfe wieder an die Röcke ihres Carlos zu befestigen, und wenn ihre eigenen Kleider, in der Kammer neben ihrer gemeinschaftlichen Wohn- und Schlafstube, freilich in großer Unordnung, und arg zerknittert, im Staube auf dem Boden lagen, so lag die Schuld großentheils wohl daran, weil ihre Zeit in Anspruch genommen war durch die Bereitung des Morgen-Kaffees, so wie das Fertigen von Papiercigarren, welche Niemand so trefflich zu Stande brachte wie eben sie.

Geben wir jetzt den beiden jungen Leuten Zeit, ihre Flitterwochen hinreichend zu genießen, und sehen wir uns nach der, gewöhnlich für diese angenehme Beschäftigung festgesetzten Frist, also nach sechs Wochen, wieder nach ihnen um.

Wir suchen sie vergebens in der alten, bescheidenen Wohnung, sondern müssen uns auf die Hügel begeben, welche Valparaiso beherrschen, und auf welchen sich eine gewisse Anzahl reizender Landhäuser befindet, die mit kleinen Gärten versehen sind, und welche die wundervollste Aussicht bieten über die Stadt, den Hafen, die romantischen Felsenufer der Küste, und die endlose Fläche des stillen Occans.

Meist sind diese, nicht großen, aber deshalb desto lieblicheren Wohnungen an reiche Leute ver-

miethet, welche, haben sie auch Geschäfte in der Stadt selbst, dennoch den Weg nicht scheuen, da derselbe überwogen wird durch die Annehmlichkeit des Aufenthalts dort oben auf der reizenden Hügelreihe.

Begeben wir uns in ein solches Bijou, so finden wir in demselben Marbel, ausgestreckt in einem amerikanischen Schaukelstuhle, den Kopf so weit zurückgelegt, daß die Gesichtslinie parallel mit der Decke des Zimmers verläuft, und in Folge dieser Stellung die Cigarre, welche er im Munde hat, eine senkrechte Richtung hat.

Von Zeit zu Zeit, wenn er diese Stellung ändert, blickt er mit einem gewissen Mißmuthe zum geöffneten Fenster hinaus auf die glänzende Fernsicht, welche ihn keineswegs zu erheitern scheint, seine Züge sind etwas abgespannt, und er sieht überhaupt etwas angegriffen und blaß aus.

Wir wollen nicht untersuchen, woher diese Blässe ihren Ursprung genommen, sondern allein von der Ursache seines Mißmuthes sprechen, welche keine andere war, als daß Marbel des Morgens gerechnet hatte.

Er hatte gerechnet, während dieser nützlichen Beschäftigung gleichzeitig seine Wechsel revidirt, und Cassasturz gehalten, und das Resultat war

das, daß er in den letzten sechs oder sieben Wochen eben so viel, und selbst mehr noch ausgegeben hatte, als dies, trotz der reichlichen Fürsorge seiner Tante, in einem halben Jahre hätte geschehen sollen, wenn er, wie ihm vorgeschrieben war, zwei Jahre überhaupt ausbleiben wollte.

Er hatte seiner lieben Julia dieses traurige Facit mitgetheilt, und sie hatte geschmolzt, ein unerhörter Fall nach solch' einer Mittheilung, welcher, wie jeder erfahrene Leser weiß, einzig und allein in einem Bijou, auf den Höhen von Valparaiso, vorkommen kann.

„Gott verdamme die Weiber!“ sagte Marbel, wohlweislich aber nur halblaut, und dann neigte er den Kopf ein wenig auf die Seite, als horche er nach Etwas, was ihm, wie seine saure Miene deutlich zeigte, zu hören keineswegs angenehm war.

Jetzt hörte man wirklich durch die geschlossene Thür des Seitenzimmers deutlich Schluchzen und Weinen.

Marbel brachte augenblicklich sein Gesicht in die, oben erwähnte gleiche Linie mit der Zimmerdecke, und blies eine mächtige Tabakswolke nach derselben hin, welcher er aufmerksam nachblickte, als beachte er keinesweges jene Klagetöne: bald darauf wendete er sich gegen die Thür, durch

welche sie drangen, und jagte halb unwillig, halb befänstigend:

„So höre doch einmal auf zu heulen!“

Die natürliche Folge war ein bedeutend verstärkter Thränenausbruch der Unterdrückten, welcher sogar durch einzelne abgebrochene Sätze unterstützt wurde, zum Beispiel:

„„Ich bin daran Schuld! — O! mein Gott! — Ich eine Verschwenderin! O! mein Gott! Ich mache unsinnige Ausgaben! — O! mein Gott! —““

„So weine fort, wenn Dir's Vergnügen macht,“ sagte Marbel gegen die Thür gewendet.

Jetzt wurde innen Alles still.

„Ah,“ dachte Marbel, „immer das Gegentheil! So muß man sie behandeln, ich lerne täglich diese Weiber besser kennen!“

Er schaukelte sich leicht auf seinem Stuhle, und sein Gesicht nahm augenscheinlich einen gewissen Ausdruck selbstgefälliger Zufriedenheit an.

Nach einiger Zeit hörte er die Thür des Zimmers leicht öffnen. Er that, als hörte er dies nicht, und dachte für sich:

„Jetzt giebt sie gute Worte. Ich gebe auch nach, und wenn wir nur einen Theil unserer Ausgaben einschränken, so können wir immer noch ganz anständig leben. Es ist doch ein gutes Ding!“

Einer muthmaßlichen Umarmung entgegen-
sehend, wendete er sich jetzt nach der Seite der
Thür, aber was er da sah, preßte ihm einen
unwillkürlichen Aufschrei aus, und er sprang so
rasch auf, daß sein Stuhl umstürzte.

Vor ihm stand Julia in demselben Anzuge,
in welchem sie in jener Nacht zu ihm gekommen
war, nämlich als Knabe gekleidet, in der einen
Hand einen Wanderstab, in der andern ein mit
Thränen, oder Brunnenwasser, stark getränktes
Taschentuch haltend, und auf dem Kopfe einen
verknitterten Strohhut.

Er starrte sie sprachlos an, obgleich er zu
jeder andern Zeit gelächelt haben würde, denn
ihre Figur war weit eher komisch als tragisch.
Sie war zwar nicht „interessant“ geworden, den-
noch aber stark, und, ohne Zweifel in Folge des
guten Lebens, während er mager geworden, so
stark, daß die, früher schon ziemlich knappen Un-
ausprechlichen jetzt geradezu zu enge geworden
waren, und jeden Augenblick zu zerspringen drohten.

Einen flüchtigen Augenblick lang dachte er
an einen Scherz, aber er wurde bald eines Bessern
belehrt, denn Julia trat auf ihn zu und sagte,
ihre Thränen, wie es schien, gewaltsam zurück-
haltend:

„Ich bin keine Jungfrau mehr.“

Unwillkürlich nickte Marbel mit dem Haupte, als wolle er sagen, dieser Stand der Dinge sei ihm nicht vollkommen unbekannt. Aber Julia fuhr fort:

„Ich bin ein Knabe geworden — —“

„„Alle Teufel,““ rief Marbel, „„wie so? was soll denn das heißen?““

„Das soll heißen,“ erwiederte Julia krampfhaft schluchzend, „daß ich als ein armer Knabe in Dein Haus gekommen bin, und es als solcher wieder verlassen will. Du hast mir vorgeworfen, daß ich eine Verschwenderin sei, daß ich Dein Vermögen vergeude, daß ich Dich zu unsinnigen Ausgaben verleite, Dich ruinire und weiß Gott, was Du mir noch ferner vorwerfen wirst. So will ich denn gehen, arm wie ich gekommen, und Dich von meiner Last befreien.“

„„Julia,““ rief Marbel, „„Du bist wahrhaftig wahnsinnig geworden. So, in diesem Aufzug willst Du fortlaufen, das ist ja — —““

„Ach,“ sagte Julia, indem sie ihre Hand, mit ziemlich bühnenhaftem Anstande, wider die Stirn preßte, „es ist die Kleidung, die Dir Kummer macht, nicht mein Scheiden! Du findest es nicht passend, daß Deine Geliebte, als ein Junge ge-

Kleidet, Dich verläßt! Sei unbesorgt, ich werde nicht lange in diesen Kleidern umhergehn. Ich werde, sobald ich dieses Haus verlassen habe, auf die Polizei gehen und mich ausliefern, ich werde furchtbare Verbrechen gestehen, denn ich wünsche den Tod, und werde selbst sagen, daß ich Dich zur Verschwendung verleitet habe, seit Du mich aufgenommen hast, um die Zahl meiner Verbrechen zu vermehren!"

Während der sechs letzten Wochen hatte Marbel kaum mehr an die Polizei gedacht, er war Dandy geworden und Lebemann, und sein Bureau in Deutschland, seine Acten und seine „Stellung“ waren ihm wie ein ausgeträumter, langweiliger Traum vorgekommen.

Das änderte sich jetzt rasch, und rächte sich furchtbar.

Die Wirklichkeit trat in ihr Recht, plötzlich, gewaltig, zermalmend!

„„Julia,““ sagte er feierlich, „„zieh' die Hosen aus.““

„Nie wieder,“ gab sie zur Antwort; „sie sind mein Sterbekleid.“

Wenn sie wirklich sich als jenen Jungen angab, „wenn sie, aus Verzweiflung und Rache, sich selbst als eine Theilnehmerin jener Räuber be-

zeichnete, wer würde an ihrer Aussage zweifeln? Und er? In welche Mißhelligkeiten würde er verwickelt werden, nach den Mittheilungen, welche ihm Zipfelio, und selbst jener Diener der Gerechtigkeit gemacht hatte. Mißhelligkeiten? O nein; ein Verbrecher hat mehr zu erwarten, als Mißhelligkeiten; und er war ja fast als der Mittheilnehmer jener Verbrecherin zu betrachten.

„„Julia,““ wiederholte er weich, „„zieh' die Hosen aus!““

Aber diese schüttelte schwermüthig ihr Haupt.

„Lebe wohl,“ sagte sie mit schmerz erfüllter Stimme, „bis wir uns wiedersehen, und der Tod uns wieder vereinigt hat.“

In diesem Augenblicke hörte er Männerstimmen, und als er durch das Fenster blickte, sah er einige seiner Freunde, welche ihn zu besuchen kamen, und die bereits die Hälfte des zu seiner Wohnung führenden Steinweges zurückgelegt hatten.

„„Um Gotteswillen, Julia, es kommt Besuch,““ rief er in höchster Angst, „„welch ein Skandal, wenn die Dich so finden würden!““

Er hat, er beschwor sie.

„Wenn sie mich zum Richtplatze führen werden, sieht mich die ganze Stadt in dieser Tracht der Armuth,“ erwiederte sie dumpf.

Die Stimmen, lachend und scherzend draußen auf dem Steinwege, kamen näher. Es war die höchste Zeit. Er warf sich vor ihr auf die Kniee.

„„Julia! Julia! Es soll nie wieder die Rede sein von diesen Dingen, nie, nie wieder! Vergieb mir — und geh' jetzt!““

Sie blickte ihn einige Augenblicke sinnig an, dann beugte sie sich zu ihm nieder, so weit es eben die enge Tracht der Armuth gestattete, hauchte einen Kuß auf seine Stirn, und verschwand.

Er hatte eben den Staub des Bodens von seinen Knieen entfernt, als seine Freunde eintraten.

„Was Teufel,“ rief einer derselben, „was für ein dicker Betteljunge lief denn da eben über Deinen Hof? Der Bursche machte ja ganz verzweifelte Sätze — —“

„„Es ist Nichts,““ sagte Marbel in endloser Verlegenheit; „„ich weiß nicht — —““

„Wo steckt denn Deine Julia,“ fragte ein zweiter.

Der dritte Freund stieß diesen an, zum Zeichen daß er schweigen solle, und Marbel rief:

„„Ich will sie suchen, wartet einen Augenblick!““

Er wollte um jeden Preis erfahren, ob sie ihm, wie jener schweigende Kuß anzudeuten schien,

verziehen habe, oder ob sie vielleicht dennoch gegangen, sich und ihn den Gerichten auszuliefern, und dann war es ihm nöthig, sich zu sammeln, denn seine Freunde mußten ihm seine Aufregung angesehen haben.

Er fand sie in einem Hintergebäude, in welchem sie einen Theil ihrer Kleider verwahrte, und sie war eben beschäftigt sich umzukleiden.

Eine Centnerlast fiel von seiner Brust; er half ihr bei ihrer Toilette, und man verständigte sich. Er versprach ihr, nicht mehr von Einschränkungen zu sprechen, und sie bewies ihm, daß kein Reale unnöthig ausgegeben worden sei, was er allmählig zu glauben begann.

Nachdem man sich hierauf geküßt hatte, versügte man sich zu den wartenden Freunden.

Diese hatten mittlerweile ihre Ideen ausgetauscht.

„Es hat 'was gegeben,“ sagte einer; „sie haben sich gezankt.“

„„Natürlich,““ erwiderte der zweite. „„Der fette Junge, der über den Hof sprang, war ohne Zweifel ein armer Verwandter von Julia, der sie zu besuchen gekommen war. Derlei ist nicht angenehm. Saht Ihr nicht die Verlegenheit von Carlos, als ich von dem Bengel sprach!““

Man war im Reinen, als Marbel, Julia am Arme, eintrat. Er war heiter und fröhlich, und über ihr ganzes Wesen schien ein gewisser Anflug von Demuth und Bescheidenheit verbreitet, welche selten an ihr zu bemerken, sie aber nichts desto weniger gut kleidete.

Man verbrachte den Nachmittag gemeinschaftlich, und als die drei Freunde Marbel's des Abends sich im Kaffeehause eingefunden hatten, lobten sie einstimmig das Benehmen Carlos' und seiner Julia.

„Sie war sichtlich gedrückt durch das unbescheidene Benehmen ihres Verwandten,“ sagte der erste von Marbel's Freunden, „und das zeigt, daß sie fein fühlt und Takt hat.“

Der zweite fuhr fort:

„„Ja, und ihm sah man den Triumph, den er erfochten, im ganzen Gesichte an. Er muß energisch aufgetreten sein; und da hatte er recht. Wenn man mit den Frauen viel Federlesens macht, ist man verloren.““

Der dritte endlich sagte:

„„„So viel ist sicher, bei Marbels hat nicht sie die Hosen an, wie man bei uns zu Hause zu sagen pflegt, wenn ein Mann unter dem Pantoffel steht. Aber er hat recht! Er ist der Herr

in seinem Hause, und wenn ich einmal wirklich heirathe, mache ich's auch so." " "

Solches waren die Ansichten der drei, des Handels beflissenen, jungen Freunde Marbel's über seine häuslichen Verhältnisse, und über den Ehestand im Allgemeinen. —

Was Marbel selbst und seine Julia betraf, so sah diese ihn, des andern Morgens beim Frühstücke, mit einem schmelzenden Blicke an, welchen er, ohne indessen den Grund zu errathen, mit einem ähnlichen erwiderte.

„Bemerkst Du Nichts?“ fragte Julia endlich.

„„Nein,““ erwiderte Marbel, der Wahrheit gemäß.

„Da sieh', Carlos,“ sagte sie, indem sie auf den Teller mit Brödchen zeigte, welcher vor ihm stand, „ich habe für heute ein Brödchen weniger genommen, und so soll es jetzt alle Tage gehen. Das macht in der Woche schon etwas aus, und man muß sich an die Sparsamkeit so nach und nach gewöhnen.“

Marbel belobte sie, und Julia fiel ihm um den Hals, und sagte:

„Es müßte ein Paradies auf der Erde sein, wären alle Männer wie Du! Ich will mich aber auch bessern, denn ich habe wirklich ein wenig zu

viel ausgegeben. Jetzt wollen wir Alles berichtigen, und wenn Du Das da gezahlt hast, habe ich keinen Realen Schulden mehr.

Marbel erschrak, aber Julia brachte aus ihrer Tasche verschiedene verknitterte und beschmutzte Papiere hervor, welche sie ihm zuschob, und sagte:

„Eins muß ich noch im Hinterzimmer haben.“

Sie ging es zu holen, und Marbel sah zu seinem Entsetzen, daß die Rechnungen, welche vor ihm lagen, fast eben so viel betrugten, als die ganze Summe, welche er in den letzten sechs Wochen auszugeben gezwungen war. Die im Hinterzimmer war die stärkste.

Indessen bezwang er sich, zahlte im Laufe des Tages, und fühlte sich glücklich während der drei folgenden, da seine Julia keinen einzigen Laden besuchte, und mit lobenswerther Standhaftigkeit fortfuhr, täglich ein Bröddchen weniger zum Frühstück holen zu lassen.

Aber Alles auf Erden ist wandelbar, und so kam's, daß nach Verlauf weiterer sechs Wochen Marbel abermals gezwungen war, seiner Freundin Vorstellungen zu machen, da seine Casse auf schreckenerregende Weise geschmolzen war.

Julia erschien abermals als Knabe, und der Friede wurde auf ähnliche Weise, wie das erste

Mal, hergestellt, obgleich Marbel zu bemerken glaubte, daß er für dieses Mal weniger Ueberredungsgabe und Bitten bedurfte, um sie zu erweichen.

Er beschloß indessen für alle Fälle sich sicher zu stellen und die ihm wirklich furchtbar gewordenen Hosen zu entfernen. Als daher Julia einen Gang in die Stadt gemacht hatte, begann er seine Nachforschungen, aber fruchtlos. Sie mußte sie sorgfältig verborgen haben, denn er fand sie nirgends, hingegen statt ihrer, wieder in verschiedenen Taschen zerstreut, eine gewisse Anzahl Rechnungen, welche er ließ, wo er sie gefunden, und vorläufig zu ignoriren beschloß.

Da aber sein Baarvorrath zu Ende, ging er, nachdem sie nach Hause gekommen, um seinen letzten Wechsel zu erheben, ebenfalls in die Stadt, und wollte bei dieser Gelegenheit Zipselio besuchen, welchen er, seit jenem ersten Zusammentreffen, nicht mehr gesprochen hatte, dessen Zurückkunft von seiner Reise er aber vermuthete.

Es drängte ihn, sich mit einem verständigen Manne über seine Angelegenheiten zu besprechen, denn auf den Rath seiner jüngeren Freunde hatte er wenig Vertrauen.

Zipselio war so eben angekommen, und vor seinem Hause standen Maulthiere, mit Waaren-

lasten auf dem Rücken, und bereits abgeladene Kisten nahmen fast den ganzen untern Raum des Hauses ein. Zipselio war in vollster Thätigkeit, und Marbel sah, daß er ihn jetzt, in ernstesten Dingen, unmöglich sprechen könne. Er versprach also morgen wiederzukommen, und jener rief ihm zu:

„Schön, thun Sie das. Ich bin morgen den ganzen Tag zu haben. Aber ich hätte Sie kaum erkannt, so verändert sehen Sie aus. Flott, aber mager, verzweifelt spizig!“ Dann lachte er und sagte:

„Ich wette, Sie suchen jetzt keine Beamte mehr auf, und vor der Polizei haben Sie auch keine Furcht mehr!“

Marbel zog die Schultern und erwiederte:

„„Zum Theil ist's richtig. Aber wir sprechen uns morgen.““ Dann ging er.

Zu Hause traf er seine jungen Freunde, welchen Julia auf die artigste Weise die Honneurs machte; und ihn in Kenntniß setzte, daß man auf morgen eine Parthie verabredet habe nach einer Hacienda, etwa vier Stunden von Valparaiso entfernt. Die Lage sei reizend, und der Besitzer, ein Franzose, habe die ganze Gesellschaft eingeladen.

„Ihr Europäer haltet immer zusammen,“ sagte

Julia scherzend, „aber dieses Mal rathe ich selbst zum Hingehen. Man kann das nicht wohl abschlagen.“

Marbel, der sein letztes Geld, etwa tausend Thaler in Gold, in der Tasche hatte, mußte sich zwingen, heiter zu sein. Er versprach, sammt Julia, mitzureiten, und nahm sich vor, dafür übermorgen mit Zipselio ernstern Rath zu halten. Den Abend brachte man in einer Restauration zu, und Julia war so liebenswürdig, daß Marbel zuletzt ganz den Stand seiner Finanzen vergaß, und selbst die allgemeine Heiterkeit theilte.

Aber in der Nacht wurde er durch das Stöhnen Julia's erweckt, welche plötzlich heftige Krämpfe bekommen hatte, und wehklagend auf den am Abend genossenen Wein schalt. Marbel wollte die Dienerin nach einem Arzte senden, aber Julia verbat sich dies ernstlich. Es würde sich geben, sagte sie, sie kenne diese Anfälle, und sie würde morgen wieder vollkommen gesund, wenn gleich noch etwas angegriffen, sein.

Zu seiner großen Beruhigung war dies auch der Fall, aber nun entspann sich ein edelmüthiger Wettstreit, welcher Marbel das gute Herz Julia's vollständig erkennen ließ, und ihn im Innern mit Entzücken erfüllte.

Da sie noch zu schwach war, den Ritt nach der Hacienda mitmachen zu können, so erbot er sich, ebenfalls zu Hause zu bleiben, und ihr Gesellschaft zu leisten; Julia aber nahm dieses Opfer unter keiner Bedingung an.

„Du bist der Herr,“ sagte sie mit einer gewissen schalkhaften Demuth, „und ich bin Deine Dienerin. Es würde sich schlecht für Dich schicken, bei mir zu bleiben, und Deine Freunde im Stiche zu lassen, Du bist der beste Gesellschafter unter Allen!“

Er machte ihr zärtliche Einwürfe.

Da sagte sie:

„Soll ich die Hosen anziehen, oder wirst Du ohne das folgen?“

„„Ach, die einfältigen Hosen,““ rief jetzt Marbel, „„gieb mir sie lieber, damit ich sie in's Feuer werfe.““

Sie sah ihn einige Augenblicke ernsthaft an, dann breitete sie die Arme aus, und rief mit weichem Tone:

„Du sollst sie haben, ich will ein gutes Kind sein, und Dich nie wieder verlassen, außer wenn Du mich selbst fortschickst. Morgen bekommst Du die dummen Dinger, aber jetzt — geh, und laß mich noch ein paar Stunden schlummern.“

Er ging.

Als er spät am Abend zurückkehrte, kam ihm die ziemlich bejahrte Dienerin erschrocken entgegen.

„Was ist vorgefallen?“ sagte sie, „daß Sie schon wieder zurückgekommen sind, und wo ist die Sennorita?“

„„Zurückgekommen? die Sennorita? Was soll das bedeuten?““ rief Marbel, mehr erstaunt als erschrocken.

Aber der Schrecken folgte, als ihm die Alte erzählte, was vorgefallen war.

Kurz nachdem Marbel sich entfernt hatte, verließ Julia das Bett und erklärte ihr, sie müsse auf etwa vierzehn Tage das Haus hüten, indem sie, Julia, mit Marbel und ihrem Oheim, auf so lange nach Santjago gehen würden. Marbel sei schon voraus, sie und der Oheim würden folgen. Der Oheim, berichtete die Alte weiter, sei auch bald darauf gekommen, man habe die beiden großen Koffer gepackt, einige, ohne Zweifel schon vorher bestellte Träger seien gekommen, und haben dieselben hinweggetragen, und die Sennorita und ihr Oheim seien gefolgt.

Ein Blick auf die Alte genügte, Marbel zu überzeugen, daß dieselbe vollkommen unschuldig

war, zugleich war ihm aber eben so klar, daß er selbst um Alles bestohlen worden sei, was er noch besessen hatte.

Seine Koffer brauchte er nicht zu öffnen, da Julia dieselben mitgenommen hatte. Die Kisten und Kasten im Hause aber waren fast alle leer, und es hatte den Anschein, als habe der Oheim den größten Theil von Marbel's Garderobe der feinigsten eingeerleibt, so daß nur wenig ältere Kleidungsstücke zurückgelassen worden waren.

Im Schlafzimmer hingegen fand Marbel die mehrfach besprochenen Unausprechlichen, nicht ohne malerisches Talent, mit hindurchschimmerndem plastischen Sinne, auf einem Stuhle aufgestellt, und neben denselben einen Zettel, welcher, die spanische Orthographie in's Deutsche übertragen, etwa lauten würde:

Lieber Carlos.

Es widerstrebt meinen Gefühlen von Weibliche Ehre, in welche man mir auferzogen hat, noch Lenger in einem Hause verweilen, als wo ich alleine als Freindin betrachtet werden thue. deswegen reiße ich ab. Die Sachen was Du mir geschänkt hast Nehme ich mit, aber die heunglei-

der, wo Du so Große furcht da-for gehabt hast
laße ich Dir retour.

mit Aller achtung
deine Dich ewig
liebende Julia.

Als Marbel diese Zeilen gelesen hatte, nickte er mit dem Haupte. Keineswegs schmerzlich oder ergriffen, sondern als wenn er etwa sagen wollte:

„Nun ja, es bleibt sich gleich, ob ich jetzt ein Bettler bin, oder ob ich es in vier Wochen geworden wäre.“

Hätte ihn die Tante so gesehen, sie hätte ihm ohne allen Zweifel den Rest seiner Lehr- und Wanderjahre erlassen.

Hierauf warf er das erste und letzte Geschenk Julia's in einen ihm noch übrig gebliebenen Koffer, fügte seine wenigen übrigen Habseligkeiten dazu, schloß den Koffer ab, und ging in die Stadt zu Zipselio, welchem er eine vollständige Beichte ablegte.

Dieser lachte. „Sie sind — —“

„„Ein Esel,““ fiel Marbel ein, „„das wollten Sie ohne Zweifel sagen, und Sie haben recht!““

„Nein,“ sagte Zipselio, „so 'was sagt man nicht. Aber geprellt sind Sie worden. Jener

angebliche Diener der Polizei war sicherlich ein Gauner. Warten Sie doch ein wenig!"

Er ging, und als er nach einiger Zeit wiederkehrte, sagte er:

„Wie ich mir dachte. So viel die Hiesigen im Allgemeinen auch überflüssiges Zeug schwagen, die Polizei schwagt nicht, und ein wirklicher Polizeimann hätte Ihnen weder jene Aufklärungen gegeben, noch gedroht, aber man hätte sich bestimmt die Freiheit genommen, bei Ihnen nachzusehen, hätte man den entflohenen Jungen bei Ihnen vermuthet. Aber es ist weder ein Junge noch ein Mädchen von der Bande jener eingefangenen Diebe entsprungen, wohl aber ist ein Gauner heute Morgens in Begleitung seiner angeblichen Tochter, nach Peru abgereist. Das war Ihr Mann. Im Kaffeehaus, an jenem Abende, an welchem man die gefangenen Räuber einführte, war er Zeuge Ihres Gesprächs über die Polizei. Darauf gründete er seinen Plan. Es ist ein Peruaner, und die Polizei hatte längst ein Auge auf ihn, aber er verschwand, während seine Tochter, oder wer sonst Ihre liebe Julia war, Sie bearbeitete. Vor einigen Tagen erschien er wieder. Aber man konnte ihm vorläufig Nichts anhaben,

und da er seine Abreise anzeigte, erhielt er seinen Pasaporte. Das Uebrige wissen Sie."

„„Ja,““ sagte Marbel, „„das weiß ich. Ich weiß, daß ich noch einige ziemlich abgetragene Kleider, und vielleicht noch hundert Thaler habe, welche ich eben gerade in der Tasche hatte, sonst aber auch Nichts.““

„Schön! Nun arbeiten wir ein wenig.“

„„Was denn? Ich kann ja Nichts! Meine Juristerei kann man hier im Lande nicht brauchen, und sonst verstehe ich von der Welt Nichts.““

„Gerade genug. Sie zeichnen, Sie spielen die Violine, Sie tanzen, lauter Dinge mit welchen man hier Geld machen kann. Aber zuerst müssen Sie Kaufmann werden, damit Sie begreifen lernen, was „Geld machen“ ist.“

Marbel schüttelte den Kopf:

„„Ich tanze passabel, aber was kann das helfen? hingegen zeichne ich elend, und spiele die Violine jämmerlich.““

„Sie werden mithin Tanzmeister, zeichnen Portraite, und geben ein Concert. Zuerst aber bleiben Sie sechs oder acht Wochen bei mir, und ich lehre Ihnen, was Sie hier als Kaufmann nöthig haben. Dann müssen Sie fort von hier. Die Schulden, welche Sie haben, und welche Julia

ohne Zweifel auf Ihren Namen gemacht hat, bezahlen Wir."

„„Wir,““ rief Marbel erstaunt, „„wer denn Wir?““

„Nun wir, die Deutschen, glauben Sie, wir lassen einen Landsmann, mit dem wir einmal Umgang gehabt haben, und der ein nur halbwege anständiger Mann ist, sitzen?*) Kommen Sie wieder zu Geld, und die Tante wird schon von sich hören lassen, so ersetzen Sie uns unsere Auslagen. Das ist Alles!“

Die Schulden, welche wirklich Julia auf Marbel's Namen gemacht, wurden gezahlt, und dies

*) Faktisch! Durch Unglück, und wohl auch durch Leichtsinne von Mitteln entblößte Landsleute werden von den übrigen Deutschen in Chile nicht bloß unterstützt, sondern auch ihr Ruf auf die anständigste und ehrenhafteste Weise aufrecht erhalten. Man sagt zum Beispiel nicht: „Nun, ich werde in Gottesnamen für den Lumpen zahlen.“ Sondern: „Er hat es wohl vergessen,“ — oder: „Er hat mich beauftragt, für ihn zu zahlen.“ Dies war wenigstens zur Zeit meines Aufenthalts in Chile der Fall, und war es schon früher, so wie man auch auf jede andere Weise, und nicht bloß durch Geld, Landsleuten unter die Arme griff. Die Folge dieses ehrenhaften Zusammenhaltens ist das, was ich schon bei verschiedenen Gelegenheiten erklärte, daß nämlich in Chile unter allen Fremden die Deutschen bei Weitem die geachtetsten sind. B.

waren die letzten Nachrichten, welche er überhaupt je wieder von ihr erhielt. Dann arbeitete er auf dem Comptoir Zipfelio's.

Kobolden ähnlich, stiegen freilich anfänglich, schrieb er deutsche Geschäftsbriefe, sonderbare Ausdrücke vom Dintenfasse aus in seine Feder, kleine Bureau-Teufelchen aus früherer Zeit, z. B. die Worte: In Gemäßheit — in Erwägung — in fernerer Erwägung — lediglich — in Anbetracht — respective — beziehungsweise &c. &c. Aber sie wurden vertrieben durch den kaufmännischen Styl, den wir indessen deshalb keineswegs besonders loben wollen.

Auch Julia's Bild, wenn auch nicht eben aus dem Dintenzeuge und am Schreibtische, tauchte bisweilen vor ihm auf. Aber selbst dieses verschwand endlich, und nachdem er fast ein Vierteljahr bei seinem Freunde gearbeitet, sagte dieser eines Tages:

„Jetzt ist es Zeit, daß Du auf eigenen Füßen stehst. Mir will scheinen, nach Allem, was ich bisher von Dir gehört, daß Deine alte, tolle Tante da drüben im alten Vaterlande Dich hierher geschickt, um dich weltläufig zu machen, und Dir allerlei Böpfchen und Böpfe abschneiden zu lassen,

welche Du nicht läugnen kannst, obgleich Du bereits einen großen Theil derselben verloren.

Ich will der sonderbaren Weibsperson helfen.

Ich habe in Santjago eine Stelle für Dich ausgemacht. Reise morgen ab, und tritt sie an. Geld kann ich Dir keins geben; einmal, weil ich jetzt nicht viel habe, zweitens, weil Du Dir selbst welches verdienen sollst. Schreibt die Tante, so setze ich Dich in Kenntniß; schreibt sie nicht, nun, so muß das auch ohne sie gehen."

Am andern Morgen nahm Marbel, unter Thränen des Dankes, von seinem Freunde Abschied, und fuhr nach Santjago, wo er in ein chilenisches Kaufhaus trat.

„Deutsche," hatte Zippelio gesagt, „triffst Du später, drüben im Vaterlande, noch gerade genug. Hier mußt Du mit den Inländern verkehren, und zudem kannst Du bei diesen Deine Sprachkenntniß besser verwerthen, als bei den Unsrigen, welche ohnedies selbst fast alle in Sprachen bewandert, während es eben da den Chilenen fehlt."

Er ward bald beliebt, und hatte sein gutes Auskommen. An die Tante schrieb er nicht mehr, da er bis jetzt auf keinen seiner Briefe eine Antwort erhalten. „Sei's darum," sagte er; „ich kann mich selbst fortbringen!"

Dann machte er kleinere Geschäfte, auf eigene Faust, welche gelangen, dann größere, welche noch besser anslugten, und jetzt schrieb er an Zipfelio, wiederholt dankend, und sendete einen Wechsel nach Valparaiso, um einen Theil wenigstens seiner Schuld zu tilgen, an die dort befindlichen Deutschen.

„Brav,“ antwortete Jener, „aber ungeschickt. Niemand von uns will jetzt Dein Geld. Du bist im Zuge. Dreh's um.“

Den Wechsel sendete der wackere Mann zurück.

Da Marbel jetzt wirklich auf eigenen Füßen stehen zu können glaubte, so schied er aus dem Geschäfte, in welchem er bisher gearbeitet, und that dies von nun an auf eigene Rechnung.

Er bereifte den Norden Chiles, und machte in den Minen Geschäfte; dann kaufte er Minen-Antheile, und wurde in kurzer Zeit ein reicher Mann, wenigstens hatte er wohl so viel gewonnen, als das ganze Vermögen seiner Tante betragen mochte.

Er war kaum ein Jahr in Chile, und hatte bereits eine Summe erworben, zu deren Erwerb, in Europa, zwei Generationen Mühe und Fleiß verwenden mußten.

Dies kann leicht dort angehen, wenn man Glück hat, und ganz speciell bei dem Ankauf von Silberminen, da man bisweilen in einem

Jahre eine Summe aus solchen Gruben gezogen hat, welche den Ankaufspreis um das Zwanzigfache überstieg. Es ist klar, daß dies nur selten der Fall sein kann, und eben so klar, daß diese mächtige Ausbeute auch nicht lange andauernd ist. Das heißt die Silberader, welche, als man das Werk erstand, einen mäßigen Gewinn abwarf, vergrößert sich plötzlich, sie wächst nach allen Seiten hin, je tiefer sie verfolgt wird, und häufig wissen die glücklichen Besitzer in der That nicht, wie sie all' den Reichthum, welcher ihnen so unerwartet in's Haus kommt, anständig und gewinnbringend anlegen sollen.

Aber eben so rasch nimmt dann die Ader wieder ab, ja es dringen nur noch fast unkenntliche Spuren desselben aus der Tiefe, und nicht selten geht ein großer Theil des erworbenen Silbers wieder darauf, um durch weitere Arbeiten auf bauwürdige Strecken zu gelangen.

Man muß also stets disponible Summen besitzen, um in diesem Falle ruhig fortarbeiten zu können, zumal da in Chile eine Grube, welche sechs Wochen lang nicht, wenigstens mit zwei Arbeitern bearbeitet wird, von jedem Andern in Anspruch genommen werden kann.

Marbel hatte zwei Gruben gekauft, von wel-

chen die eine plöglich ganz enorme Mengen Silber lieferte, und da er sich vorgenommen hatte, ein Wenig Millionär zu werden, und sich unaufhörlich das Gesicht seiner Tante vorstellte, wenn er in Europa ihr mit affectirter Bescheidenheit seine Millionen vorlegen würde, denn bei einer Einzigen sollte es nicht bleiben, so kaufte er, ohne besondere Kenntniß, alle Silbergruben, welche zu erstehen waren.

Jetzt stockte der Ertrag der ergiebigen Mine, und da Marbel allen Gewinn auf den Ankauf neuer verwendet hatte, so besaß er in kurzer Zeit die Mittel nicht mehr, alle Gruben bebauen zu lassen. Er verkaufte, schlecht genug, eine nach der andern, und überließ endlich die letzte ihrem Schicksale, um nach Santjago zurückzukehren, ärmer, als er es verlassen hatte.

In einem Comptoir bekam er keinen Posten, wohl vielleicht deshalb, weil er sich nicht hinlänglich umthat um einen solchen. Es mag dies wohl auch unangenehm sein, wenn man kurz vorher auf dem Wege war, Millionär zu werden.

Noch weniger wollte er seinem Freunde in Valparaiso schreiben, und, weshalb er eigentlich froh war, in Santjago lebten weniger Landsleute.

Er kündigte also ein Violinconcert an.

Man ist in Chile neugierig, was man allenthalben auf der Welt ist, aber man ist auch höflich, welches eben nicht aller Orten der Fall zu sein pflegt, und in Folge der ersten dieser beiden Eigenschaften der chilenischen feinen Welt war das Concert Marbel's überfüllt, während man ihn, mit Rücksichtnahme auf die zweite, nicht auspuff, sondern beklatschte.

Wenn man unserem Freunde, während der Bergwerks-Periode, einen oder mehrere Centner Silber in's Haus geschafft hatte, fühlte er sich nie so glücklich, als an jenem Abend, an welchem er seine Cassé zählte, und fand, daß er einige Hundert Thaler eingenommen hatte.

Wer kennt nicht das Glück, welches man empfindet, wenn man belobt wird, oder Anerkennung findet in irgend einer Kunst, oder einem Fache der Wissenschaft, welches man früher, bescheidener Weise, gering geschätzt hat an sich selbst!

Marbel ließ sich die Haare auf geniale, künstlerische Weise frisiren, ahmte vor dem Spiegel die Manieren berühmter Geigenkünstler der alten Welt nach, deren er sich erinnerte, und kündigte, des Erfolges sicher, nach etwa vierzehn Tagen, ein zweites Concert an.

Aus unbekanntem Gründen fanden sich dies-

mal nicht mehr als zehn Personenein, und es blieb mithin ein ewiges Geheimniß, weshalb sich diese zehn Personen überhaupt eingefunden hatten.

Was die Uebrigen betraf, welche nicht erschienen, so waren sie vorher zu artig, um ihr Mißfallen laut an den Tag zu legen, jetzt aber zu klug, um zum zweiten Male ihren Thaler zu opfern.

Marbel ging gepreßten Herzens nach Hause. Es dünkte ihm, als habe er den Verlust seiner Silberminen leichter ertragen, als diese Enttäuschung.

Dennoch aber warf er seine Violine keineswegs in einen Winkel, er hatte sich bereits eine gewisse Elasticität des Geistes erworben, und beschloß Tanzunterricht zu geben.

Aber wie es schien, hatte ihn Zipselio in diesen Dingen schlecht berathen, oder sein Talent überschätzt. Er fand, daß seine Schüler fast alle besser tanzten, als er selbst, und namentlich in Contretänzen weniger Verwirrungen anstifteten, wenn er sie sich selbst überließ, als wenn er leitend einschritt.

Er brachte keinen zweiten Cours zusammen, und begann Portraite mit Bleistift zu zeichnen.

Der einzige Tadel, welchen sich die höflichen Bewohner Chiles erlaubten, war, daß „Alles zu schwarz“ sei. Da aber Marbel zu sehr von seinem

Unvermögen überzeugt war, seine Bleistiftszeichnungen zu coloriren, so schloß er sein Atelier, und richtete sich allmählig auf's Verhungern ein. Doch beschloß er vorher einen Versuch zu machen, in einem Comptoir irgendwie eine Stelle zu erhalten.

Das Glück schien ihm wieder günstiger werden zu wollen.

Der zweite Versuch, den er bei einer ihm vorher vollständig unbekanntem Firma machte, gelang, und er bemerkte mit Vergnügen, daß seine Sprachkenntnisse sich besser rentirten, als seine künstlerischen Gaben. Das Haus „machte“ in Ochsenhäuten, Fett und Charque, das heißt: in an der Sonne getrocknetem Ochsenfleisch, und während die beiden letzten Gegenstände vorzugsweise im Lande blieben, hatte Marbel die französische und englische Correspondenz mit den Capitainen der betreffenden Schiffe in den Häfen zu besorgen, welche die Häute einnahmen.

Er hatte wenig zu thun, wurde gut bezahlt und freute sich herzlich darauf, demnächst Zipselio wiederzusehen, und ihm seine Erlebnisse zu erzählen, da ihm eine Reise nach Valparaiso in Aussicht gestellt war, um ein größeres Geschäft im Hafen abzuschließen.

Der Herr des Geschäfts, der Sennor Toros,

war ein kleiner sonderbarer Kauz, welcher mit anderen Kaufleuten nur in dem allernothwendigsten Verkehre stand, und dessen Waaren-Kenntniß kaum über die Produkte hinausging, welche vom lieben Vieh erzielt werden. Hinsichtlich seiner geographischen Ansichten schienen dieselben im französischen Geschmacke erworben zu sein. Daß Chile existirte, war er überzeugt, auch die Anwesenheit des übrigen Amerika läugnete er eben nicht geradezu. Die Existenz Europas zu behaupten, hielt er hingegen für eine Lächerlichkeit, und da er, wie es schien, von den übrigen Welttheilen nie sprechen gehört hatte, so waren auch diese für ihn keineswegs vorhanden.

Unbegreiflich war es ihm, ja er ärgerte sich darüber, daß die Capitaine verschiedene Sprachen redeten. „Es ist Verstellung,“ sagte er, „Affectation. Sie fahren alle auf Schiffen, sie kaufen alle Ochsenhäute, warum spricht nicht einer wie der andere? Bornehmthuerei, weiter Nichts.“

„„Aber,““ sagte Marbel einmal, „„sie sind aus verschiedenen Ländern, aus Deutschland, Frankreich, England, in welchen man überall andere Sprachen spricht, und bringen die von uns gekäuften Häute in ihr Vaterland.““

„Das darf uns nicht kümmern, wo sie unsere

Häute hinbringen," erwiderte Toros, „so wenig wie sie fragen dürfen, wo wir dieselben herbringen. — Gute Waare, gutes Geld, das ist Alles."

Fast ärgerlich sagte Marbel ein anderes Mal:

„„Aber Sie behaupten fortwährend, es existire kein Europa. Ich bin doch selbst dort her.“"

„Glauben Sie das nicht," sagte Toros wohlwollend, „man wirft ein Vorurtheil, das uns in der Jugend eingepägt worden ist, nur schwer wieder von sich. Weiß Gott, aus welchem Grunde Ihre Eltern oder Erzieher Sie in diesem Glauben erzogen haben."

Solche und ähnliche Gespräche führten Beide häufig, einander gegenüber auf zwei Tischen sitzend, mit den Beinen schleudernd und Cigarren rauchend, denn nur zu gewisser Zeit gab es viel zu thun, und dann besorgte Marbel die Correspondenz und die Verpackung der Waaren, während Toros in's Gebirge ging, wo er Haciendas und Heerden besaß, und neuen Vorrath beschaffte.

Eines Tages aber sagte Toros zu Marbel:

„Wollen Sie einmal mit in die Berge reiten?"

„„Gern,"" erwiderte dieser, „„giebt es Geschäfte dort.“"

„Kaum, aber ich habe etwas Vieh gekauft. Das wollen wir ansehen.“

Man machte sich in Begleitung eines Dieners am folgenden Morgen auf, und nachdem man eine der kleinen Fondas erreicht hatte, welche längs des Weges von Santjago nach der Cordillera hin gelegen sind, wurde der kleine Zug durch zwei weitere Knechte verstärkt, welche denselben dort erwartet hatten. Dies fand noch einige Male statt, und endlich schlossen sich Bursche an, welche Marbel nie vorher in Toros' Hause gesehen hatte.

Das Alles geschah schweigend, als ob es sich von selbst so verstände, und als man bei anbrechender Dunkelheit über den Mapocho schwamm, bestand die Expedition, Marbel und Toros mit eingerechnet, aus vierzehn Männern, welche alle, wie es den Anschein hatte, höchst begierig waren, das eingekaufte Vieh zu besichtigen.

Endlich machte man bei Landleuten Halt, welche in den Vorbergen der Cordillera sich angesiedelt hatten, und diese waren offenbar von der Ankunft so vieler Gäste benachrichtigt, denn man speiste ganz trefflich, und trank fast mehr Wein, als solches sonst unter Chilenen zu geschehen pflegt.

Als man am andern Morgen bereit war, die

Pferde zu besteigen, schleppten zwei Knechte einige große Säcke herbei, welche Waffen enthielten, die man austheilte, wieder ohne ein Wort über die Sache zu sprechen, und als fände dies jedes Mal an dieser Stelle statt.

Vier der Männer erhielten Büchsen, die anderen Säbel und Pistolen, und nachdem man die Schußwaffen geladen und in gehörigen Stand gesetzt hatte, brach man auf, um tiefer in's Gebirge zu dringen.

Marbel fragte nicht, wozu diese Bewaffnung. Er hatte sich überflüssige Fragen längst abgewöhnt. Aber kurz darauf, nachdem man sich auf den Weg gemacht hatte, sagte Toros, indem er auf seinen Säbel zeigte:

„Es ist wegen der Räuber.“

Marbel hatte seine eigenen Gedanken der Räuber halber, aber er fragte dennoch:

„„Triffst man viele Räuber hier?““

„Außerordentlich,“ erwiderte Toros. Weiter wurde nicht von der Sache gesprochen.

Man ritt nun weiter, auf Pfaden, welche zu bereisen für den Neuling eben kein Vergnügen sind. Gegen Abend trennten sich, aber schweigend wie gewöhnlich, die vier mit Büchsen bewaffneten Berittenen von der Truppe und verschwanden,

auf Bergpfaden, nach verschiedenen Richtungen hin, und nachdem die übrigen noch eine Strecke weitergeritten waren, kam man auf ein Plateau, rechts von einer gewaltigen, steil ansteigenden Felswand begrenzt, links von einem Abhange, welcher in die Tiefe führte, das heißt in eine dunkle Schlucht von etwa zwanzig Schritten Breite.

Die Dunkelheit begann bereits stark einzubrechen, als man diese Stelle erreicht hatte, und jetzt sagte Toros, indem er sein Pferd anhielt:

„Hier vorüber wird das Vieh kommen, und von dieser Stelle aus werden wir es vorüberlassen.“

Er zeigte auf den Abhang, auf welchem es eine Unmöglichkeit erschien, festen Fuß zu fassen. Marhel lächelte ungläubig. Er war auch schon in den Bergen geritten, aber auf diese Weise!

Toros jedoch führte unbefangen sein Pferd an den bezeichneten Platz, und nachdem er dasselbe durch einige Spornstöße wieder aufwärts getrieben hatte, sagte er:

„Wenn das Vieh vorüberkommt, würden wir hier zermalmt werden. Hierher, auf den steilen Abhang, wagt sich kein Stier.“

Der Mond war mittlerweile emporgestiegen, und beleuchtete einen gewissen Theil des Plateaus.

mit ziemlicher Klarheit. Ueber das ganze Gebirge schien aber eine todtenähnliche Ruhe ausgebreitet, kein Blatt rührte sich in den bewaldeten Schluchten, und nur hier und da hörte man das Rollen eines losgebröckelten Gesteins, welches, endlich dumpf polternd, in die Tiefe stürzte.

Endlich hörte man ein entferntes Getöse.

„Ah,“ sagte Toros, „das Vieh kommt! Nun hören Sie! Haben die Spizbuben unsere Heerde auf dem Korne, so reiten sie hinterher,*) und wenn sich die Heerde theilt, so theilen sie sich auch, und fassen die einzelnen Parthien ab, ehe man sie gebrannt hat. Deshalb wollen wir an's Werk. Wir werfen uns ihnen entgegen, tödten ihrer so viel es uns möglich, und schlagen die übrigen in die Flucht.“

„„Schön,““ erwiderte Marbel, „„es wird mir vieles Vergnügen machen.““

Als er dem kleinen Toros in die blickenden Augen blickte, gewann er wenigstens die Ueberzeugung, daß er einen entschlossenen Gefährten haben werde. Es war ein ganz anderer Mann als jener verrückte Ochsenhändler in Santjago.

*) Wie wir hoffen, erinnert sich der freundliche Leser aus „Juana“ der dort angegebenen Art und Weise, Viehheerden, zollfrei, über die Cordillereu zu bringen.

Das entfernte Geräusch hatte sich mittlerweile rasch genähert, und brauste daher, einem donnern- den Sturme ähnlich.

„Abwärts!“ rief Toros.

Man faßte Posto auf dem Abhange, und Marbel empfahl seine Seele Gott, als er sein Pferd auf den, kaum zehn Schritte breiten, und dann jäh in die Tiefe fallenden Abhang, lenkte. Alle Pferde drehten sich, dort angelangt, von selbst, so daß ihre Köpfe aufwärts standen, und streckten schnaubend die Häuse in die Höhe, obgleich ihre Füße, ehernen Säulen gleich, sich nicht bewegten. Jetzt war die Heerde da.

Voraus flogen auf nackten Rossen, Gespenstern gleich, und in wahnsinniger Eile, zwei Männer, in der Hand den langen speerähnlichen Stachel- stab, mit welchem gewöhnlich die Hirten die Stiere lenken. Sie zeigten der Heerde den Weg, welche ihnen unbedingt zu folgen pflegt, aber sie blickten nicht nach Rechts und nicht nach Links, sondern strebten in toller, furchtbarer Hast vorwärts, denn sie wußten wohl, daß sie rettungslos verloren, wenn das ihnen folgende Vieh sie erreicht.

Dann folgte dieses selbst. Alle die Thiere wie wüthend, die Köpfe abwärts, als wollten sie mit den Hörnern den Boden furchen, die Schweife

hoch in der Luft vorüber rasend, mit einem bestäubenden Getöse, das tausendfältigem Donner zu vergleichen war.

Der Boden zitterte so heftig, daß es Marbel einmal vorkam, als bewege sich der schmale Abhang, auf welchem er und seine Genossen hielten, abwärts, doch war dies wohl nur Täuschung, hervorgerufen durch abwärts rollendes Erdreich und Gesteinstrümmer.

In nicht ganz fünf Minuten war die ganze, beiläufig aus zweitausend Stück bestehende Heerde vorübergebraust.

Den Thieren folgten wieder drei Reiter, in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Schritten, und einer derselben ritt gegen den Abhang hin, und rief dem Sennor Toros einige Worte zu, welche Marbel zwar nicht verstehen konnte, die aber Toros, wie es schien, zur höchsten Wuth brachten, denn er stieß einen grauenhaften Fluch aus, und war mit zwei Säzen oben auf dem Plateau. Alle Andere folgten ihm, und Marbel athmete freier, als er wieder auf ebenem Boden stand.

„Sie werden gleich da sein, die elenden Schuste,“ rief jetzt Toros, „und sie sind stärker, als ich dachte, das hat aber wenig auf sich.“

Hierauf stellte Toros seine streitbaren Kräfte auf, und gab die nöthigen Befehle.

Man stellte sich quer über das Plateau auf, so daß dasselbe gesperret wurde, und nahm eine Pistole schußfertig zur Hand. Auf Toros' Commando hin sollte Feuer gegeben werden, und Jeder sollte seinen Mann so gut als möglich zu fassen suchen.

Marbel dachte für sich, daß dieses Manöver nicht so gefährlich für die Feinde ausfallen werde, da er wußte, daß die Chilenen keine besonders ausgezeichnete Schützen sind. Da er selbst aber mit der Pistole, so wie mit dem Säbel, gut umzugehen wußte, so nahm er sich vor, seinen Mann auf das Korn zu nehmen, und eben so wacker darein zu schlagen. Daß man gegen die Douane kämpfen werde, wußte er sehr wohl, aber er war längst auf dem Standpunkte angelangt, wo ihm Dergleichen vollständig gleichgültig war.

Eine kurze Zeit lang war jetzt Alles ruhig und still, und nur schwach und unbestimmt hörte man bisweilen den Lärmen der sich immer mehr entfernenden Heerde.

Aber plötzlich erschienen in einiger Entfernung dunkle, schattenähnliche Gestalten auf dem Plateau, und bald konnte man unterscheiden, daß sich etwa fünfzehn bis achtzehn Berittene nahten,

welche so große Lust zu haben schienen, der Heerde zu folgen, als Toros hatte, sie daran zu verhindern.

Jetzt aber mußten sie die Bewaffneten auf ihrem Wege bemerkt haben, denn sie hielten still und theilten sich, gleich unseren Freunden, hierauf ebenfalls über die ganze Breite des Plateaus aus. Dann ritten sie langsam näher.

Man rief sich nicht an, man forderte sich gegenseitig nicht auf, Raum zu geben oder zurückzuweichen, denn beide Partheien wußten sehr wohl, daß alles dies nutzlos gewesen wäre, sondern die Einen hielten, steinernen Standbildern gleich, auf ihrem Posten, während die Anderen sich im Schritte näherten.

Marbel warf einen flüchtigen Blick über seine Gefährten.

Alle hatten in der rechten Hand schußfertig die Pistole, am Schlachtriemen den blanken Säbel, und Keiner zuckte, oder machte die geringste Bewegung.

Marbel fühlte, wie ihm das Herz in gewaltigen Schlägen gegen die Brust pochte.

Und wem pocht nicht das Herz bei solchen Gelegenheiten? Aber das ist plötzlich Alles wieder verschwunden, wenn einmal die Klingen blitzen,

und das Männerwerk, oder, um uns anständig und solid auszudrücken, das Geschäft im Gange.

Es kam auch diesmal sehr rasch in Gang das Geschäft; denn nachdem die fremden Sennores sich auf vielleicht vierzig Schritte genähert hatten, setzten sie plötzlich ihre Pferde in Galopp, und waren in einigen Sekunden noch zehn Schritte von unseren Freunden entfernt.

Jetzt kommandirte Toros: „Feuer!“

Ohne Zweifel hatten die Leute von der Douane gehofft, die Reihen ihrer Feinde zu durchbrechen, und hierauf der Heerde folgen zu können; allein sie wurden so gut empfangen, daß sie zurückweichen mußten.

Marbel hatte seinen Gegner vom Pferde geschossen, und warf sich jetzt, den Säbel in der Faust, auf einen zweiten, und auch noch einige Andere von Toros' Leuten schienen glücklich gefeuert zu haben, denn zwei der Feinde schwankten im Sattel.

Auf ein von dem Anführer derselben gegebenes Zeichen zogen sich jetzt diese zurück, und auch Toros befahl seinen Leuten, jene nicht zu verfolgen, sondern sich wie vorher aufzustellen, und die zweite Pistole zur Hand zu nehmen.

Die Feinde schienen den Versuch, die Reihe

von Toros' Leuten zu durchbrechen, wiederholen zu wollen, denn sie zogen, wie vorher, im Schritt heran. Der vom Pferde geschossene Mann lag, nicht weit von Marbel entfernt, lautlos auf der Erde, und drei der Douaniers hatten sich zurückgezogen. Sie waren offenbar verwundet und kampfunfähig.

Nachdem aber die Schlachtlinie derselben sich unseren Freunden etwa auf die gleiche Entfernung genahet hatte, von welcher aus sie das vorige Mal rasch angesprengt waren, hielten sie dieses Mal plötzlich an, hoben ihre Büchsen, und begannen ein wohlgezieltes Feuer auf Toros' Leute zu eröffnen.

Dieser hörte einige seiner Leute dumpf fluchen, woraus er mit Recht schloß, daß sie verwundet worden waren. Dann stürzte ein Mann dicht neben ihm vom Pferde, um nie wieder aufzustehen, und einem zweiten war, fast gleichzeitig, sein Thier unter dem Leibe erschossen worden.

Toros, welcher wohl sah, daß dieses verderbliche Feuer in kurzer Zeit den Feinden den Sieg in die Hände geben mußte, beschloß jetzt von seinem Hinterhalte Gebrauch zu machen, und zugleich seine Gegner, in Betreff von dessen Stärke, zu täuschen. Er schrie, mit einer Stimme, welche

man dem kleinen Burschen kaum zugetraut hätte, gegen die jenseitige Seite der Schlucht gewendet:

„Setz Feuer da drüben! schießt die Hunde nieder, und dann fällt den Uebrigen in den Rücken, und treibt sie uns zu!“

Der zweite dieser Befehle war, schon aus Mangel an Mannschaft, eine Unmöglichkeit, und Nichts weiter als ein Schreckschuß Toros', der erste hingegen wurde von den vier mit Büchsen bewaffneten Männern, welche sich vorher von den übrigen getrennt, und jenseit der schmalen Schlucht Posto gefaßt hatten, sogleich befolgt.

Es schienen keine schlechten Schützen zu sein, denn schon nach einigen Augenblicken waren bereits vier der Douaniers von den Pferden geschossen, und wenn nicht todt, doch wenigstens vollständig kampfunfähig.

Die Uebrigen schienen in Verwirrung zu kommen, und Toros, um den günstigen Augenblick zu benützen, rief jetzt:

„Vorwärts, auf sie!“

und sprengte mit den Seinigen, schreiend, und unter Abfeuerung der noch geladenen Pistolen, auf sie los.

Die Feinde erwarteten seine Ankunft nicht, sondern wendeten ihre Pferde, und flohen.

Abichtlich langsam, aber stets schreiend, und hier und da noch eine Pistole abfeuernd, folgten ihnen Toros' Leute, bis er endlich die Verfolgung einstellte, und rascher, als er eben dem Feind gefolgt war, sich jetzt selbst zurückzog.

Als er auf den Kampfplatz zurückgekehrt war, ließ er vor Allem die Todten und Verwundeten hinweg, und ohne Zweifel auf eine seiner Hacienden schaffen, welche sich in der Nähe befand. Hierauf las man sorgfältig alle Waffen zusammen, welche man verloren hatte, stürzte das todte Pferd in eine Schlucht, und trat hierauf auf demselben Wege, auf welchem man gekommen war, die Heimfahrt an.

Was unsern Freund Marbel betrifft, so hatte derselbe, als die Feinde ihr Büchsenfeuer eröffneten, plötzlich das Gefühl gehabt, als erhalte er einen Stockschlag, oder einen Steinwurf auf den linken Oberarm.

Dann fühlte er, wie eine heiße Flüssigkeit von jener Stelle abwärts drang, und seine Hand benetzte. Er wußte, daß er eine Schußwunde erhalten hatte, aber da ihm dieselbe kaum schmerzte, und eben so wenig in der Führung des Zügels hinderte, so kümmerte er sich nicht viel um die-

selbe, und war unter den Ersten beim Angriffe auf die Feinde, und bei ihrer Verfolgung.

Jetzt aber begann ihn zu frösteln, und gleichzeitig empfand er an der verwundeten Stelle ziemlich heftige Schmerzen. Da er indessen wohl wußte, daß gegenwärtig Nichts zu thun sei, so sagte er dem neben ihm reitenden Toros kein Wort von seiner Verwundung, sondern fragte denselben, ob die Expedition geglückt, und das Vieh in Sicherheit.

„Alles famos,“ erwiderte dieser, „das Vieh ist jetzt bereits gebrannt, und die Bursche von der Douane werden von ihrer Schlappe schön schweigen, weil sie sich schämen.“

Als es indessen Tag geworden war, rief Toros plötzlich:

„Aber Sie bluten ja, Marbel, und sind ganz blaß!“

„„Ich habe einen Schuß in den Arm bekommen,““ erwiderte dieser.

„Und da sagen Sie kein Wort!“

Er untersuchte, vom Pferde aus, den verwundeten Arm, und sagte hierauf:

„Glücklicher Weise ist der Knochen nicht verletzt, und Sie sind stets noch im Vortheile, denn Sie haben jenen Kerl ausgezeichnet vom Pferde

geschossen, aber in einer halben Stunde kommen wir an einen Ort, wo Sie sich herrlich pflegen können.“

Man hatte nach einiger Zeit einen andern Weg eingeschlagen, und kam wirklich bald an eine gut aussehende Hacienda, bei welcher man Halt machte.

Toros führte Marbel in ein Zimmer, und bat ihn, vorläufig dort zu verweilen, während er für seine Verpflegung Sorge tragen wolle, und Marbel, der an einen Wundarzt dachte, war höchlich erstaunt, in ziemlich kurzer Zeit ein hübsches Mädchen eintreten zu sehen, welche ein mächtiges Stück gebratenes Ochsenfleisch und eine entsprechende Kanne Wein brachte.

„Fangt nur gleich zu essen an, weil Ihr verwundet seid,“ sagte sie; „der Sennor Toros wird bald kommen.“

Marbel lachte; da er aber, trotz seines Schmerzes an dem verwundeten Arme, dennoch Hunger fühlte, so begann er ihrem Rath zu folgen, und nachdem er auch dem Weine zugesprochen, wurde ihm offenbar besser.

Toros leistete ihm später Gesellschaft, und als man nach einer Stunde die Hacienda verließ, dachte er kaum mehr an seine Wunde; in Santiago aber, welches man gegen Mittag erreichte,

mußte er sein Lager suchen, indem er bereits ziemlich heftiges Wundfieber hatte.

Toras pflegte ihn wie einen Sohn, und er war nach einigen Tagen bereits auf dem Wege der Besserung, als ganz unvermuthet Zipselio eintrat.

Er hielt einen dicken Brief von der Tante in die Höhe und rief:

„Ohne Zweifel gute Nachrichten!“

Nachdem Marbel mit kurzen Worten dem Freunde seine Erlebnisse geschildert, erbrach er das Schreiben, und fand, neben schweren Wechselln, einige ziemlich lakonische Zeilen der Tante. Es hieß unter Anderem:

„Komm jetzt so bald als möglich zurück. Wenn Du bis jetzt nicht vernünftig geworden bist, wirst Du's kaum mehr werden, Du magst unter Mohren und Indianern herumziehen, so lange Du willst.“

„Ich will der Alten,“ rief Marbel, „welche selbst halb verrückt ist, zeigen, daß ich vernünftig bin. Ich behalte ihre Wechsel, und bleibe jetzt erst recht hier. Ich associire mich mit dem alten Toros, heirathe seine Tochter, und beerbe ihn später. Die Alte soll sehen, daß ich weltläufig geworden bin.“

Zipselio lachte:

„„Toros hat ja gar keine Tochter.““

„Thut Nichts!“ rief Marbel ärgerlich; „er wird schon eine beibringen, da habe ich keine Bange. So ein alter Bursche hat allenthalben verborgene Töchter. Warum soll ich drüben von der Tante abhängen, während ich hier schon im Fette sitze?“

„„Du sitzt im Fette und in Ochsenhäuten,““ erwiderte Zipselio, „„aber Du gehst dennoch nach Hause. Wir thun es Alle, wenn wir uns Vermögen gesammelt haben, und ich selbst habe Sehnsucht, wieder anständiger Weise Herr Zipsel zu heißen, statt Sennor Zipselio. Auch ich komme nach!““

Er beredete endlich den Freund, und als Toros von seinem Entschlusse hörte, rief er klagend:

„So geht's; wenn man einmal einen wackern Menschen aufgetrieben hat, so muß man sich in der kürzesten Zeit wieder von ihm trennen.“

Als er aber erfuhr, daß Marbel nach Europa reisen werde, tröstete er sich:

„Sie werden bald wieder dasein,“ sagte er. „So ein fremdländisch redender Capitain wird Sie eine Zeit lang auf dem Wasser herumfahren, und wird dann eingestehen, daß er dieses sogenannte Europa nicht finden kann!“

Er drang übrigens Marbel eine bedeutende Summe auf, seinen Theil vom letzten Geschäfte, wie er sagte, und als sie sich endlich trennten, zerfloß er fast in Thränen.

Auch von Zipselio schied Marbel schwer.

„Ich verdanke Dir Alles,“ sagte er, „und nach Dir unseren wackeren Landsleuten. Erst draußen lernt man so recht erkennen, was die Deutschen für wackere Kerle sind, während wir zu Hause häufig einfältig genug sind, uns von einem Haufen widerhaariger Bursche allerlei Blödsinn aufheften zu lassen, und uns einbilden, recht Deutsch zu sein, wenn wir über uns selbst losziehen.“

„„Reise glücklich,““ erwiderte Zipselio, „„erfriere Dir, bei Cap Horn, die Finger nur in mäßiger Weise, und grüße mir die Tante, die ich wohl auch noch kennen lernen werde.““ —

Nach vier Monaten saß Marbel seiner Tante gegenüber, und erzählte ihr Allerlei aus seinem amerikanischen Leben.

Als er ihr schilderte, wie er an jenem Abende den armen, entflohenen Jungen aufgenommen, wurde die Tante gerührt und sagte:

„Du warst immer ein guter Kerl, und Gott wird Dir's lohnen, daß Du das arme Kind unter Dein Dach genommen hast.“

Als sie aber erfuhr, was sich des folgenden Tages begeben, rief sie:

„Du hast doch das häßliche Thier gleich aus dem Hause gejagt?“

„„Jetzt erst recht nicht,““ erwiderte Marbel, und fuhr fort seine Abenteuer mit Julia zu berichten.

„Karl, Du ungezogener Junge, und das erzählst Du Deiner Tante?“

„„Wenn Sie nicht gelacht hätten bei der Geschichte mit den Hosen, hätte ich nicht weiter gesprochen. Aber ich will aufhören.““

„Du bist recht unverschämt geworden, aber fahre nur fort, ich hoffe, das Aergste ist vorüber!“

Als er von der Zeit seiner Noth sprach, bedauerte sie ihn, seine Silberperiode schien sie leicht zu beanstanden, den Kampf mit den Douaniers aber leugnete sie geradeweges:

„So haut und schießt man nicht auf einander,“ sagte sie, „damit man das Wegegeld spart für ein paar lumpige Ochsen.“

Marbel zog seinen Rock aus, und zeigte ihr seine Narbe.

„Allmächtiger Gott,“ rief sie jetzt, „wie leicht hätten sie Dich todschießen können!“

Dann besühlte sie die Narbe:

„Hast Du noch Schmerzen daran?“

„„Nein, aber nichtsdestoweniger werde ich mich dennoch revanchiren, und das nächste Mal Drei, anstatt eines Einzigen, vom Pferde schießen.““

„Nun, Gott sei Dank, kommt dergleichen hier nicht vor.“

„„Ja, wenigstens gegenwärtig nicht, aber ich spreche auch nicht von hier, sondern von Chile, wohin ich in einigen Monaten wieder gehen werde.““

„Ei!“ sagte die Tante in einem eigenthümlichen Tone. „Also Du gehst wieder nach Chile?“

Marbel brannte sich eine Cigarre an, und hüllte das jungfräuliche Gemach seiner Tante in dicke Wolken. Dann sagte er:

„„In zwei bis drei Monaten.““

Der Tante Gesicht fing an sich zu röthen, und sie begann diverse fingirte Geschäfte an verschiedenen Stellen des Zimmers zu betreiben. Marbel kannte das Zeichen, aber er beachtete es nicht, oder that wenigstens so. Endlich blieb die Tante vor ihm stehen und sagte in erzwungener Ruhe:

„Du wirst Dich hier drei bis vier Wochen

von der Reise erholen, und dann wieder auf Dein Gericht gehen.“

„„Quod non!““

„Sprich Deutsch mit mir alten Person,“ schrie jetzt die Jungfrau Marbel im höchsten Zorn, „und nicht diese spizbübische amerikanische Sprache. Was heißt das, was heißt das?“

„„Es ist Lateinisch und heißt: ich mag nicht!““

Die Tante lächelte jetzt höhnisch:

„Mit wessen Gelde, junger Herr, wird man die Reise machen?“

Marbel schlug sich vor die Stirn.

„„Tausend Entschuldigungen, liebe Tante, ich vergaß ganz. Hier sind Ihre Wechsel wieder, und mit herzlichstem Danke.““

Hierauf zeigte er ihr auch die Wechsel, welche er selbst auf Deutschland genommen, und erklärte ihr, daß er nur auf Anrathen eines Freundes zurückgekehrt sei, aber beabsichtige, wieder nach Chile zu gehen und sich mit Toros zu associiren. Unter keinen Verhältnissen aber würde er wieder Jurist werden. „Quod non.“

Die Tante fing an ihren festen Boden zu verlieren, und verlor ihn immer mehr. Des folgenden Tages ging sie zum Vorstande, bei welchem Marbel bereits ebenfalls gewesen.

Dem klagte sie ihr Leid.

„Liebes Fräulein Marbel,“ sagte der alte Freund, indem er die Hand zweimal umdrehte, und die Schultern zog, „die Sache ist so, und — so! Sie hat ihre zwei Seiten. Wir haben ihn fortgeschickt, damit er seine Schüchternheit, oder wie man's nennen will, verlieren sollte, und die, die hat er richtig verloren, gründlich.“

„Die schlechten Weibsteute da drüben haben ihn verdorben,“ wehklagte die Tante.

„Doch nicht,“ erwiederte der Vorstand, „er ist auch eigentlich nicht verdorben, aber — für diese Welt taugt er nicht mehr.“

Der Vorstand zeigte bei diesen Worten auf die Actenstöße, welche zwei Wände seines Zimmers bedeckten, und fuhr fort:

„Er hat ganz sonderbare Begriffe von Rechtspflege und verwandten Gegenständen bekommen. Er spricht von einer Polizei, welche scharf einhaut, wenn sich die übrigen Staatsbürger einfallen lassen, die Hand gegen sie aufzuheben, und von einer obersten Gewalt, welche nachher diese Polizei sogar noch unterstützt, statt sie zum Teufel zu jagen, und so weiter.“

Dann spricht er wieder mit Begeisterung von einem Gewürzkrämer, welcher, ohne je Studien

gemacht und Praxis geübt zu haben, ein famoser Beamter ist, Rechtsfälle von Bedeutung entscheidet, ohne Acten und Alles, und der nicht einmal bezahlt wird dafür. Das hat mich doch ein Wenig geärgert, und als er mir sagte, daß diese Specei=Nichter verreisen, wenn sie wollen, und ohne allen Urlaub, so fragte ich ihn, ob das Justiz=Geschäft mittlerweile von der Frau oder dem Ladenzungen fortgeführt würde. Er lachte, und sagte: Die Leute warten entweder, bis er wieder kommt, oder sie gehen zum nächsten Richter, um die Ecke, wieder in einen Laden! — Sehen Sie, liebe Freundin, da ist Nichts mehr zu machen.“

„„Was fangen wir aber jetzt mit ihm an?““ sagte die Tante weinerlich.

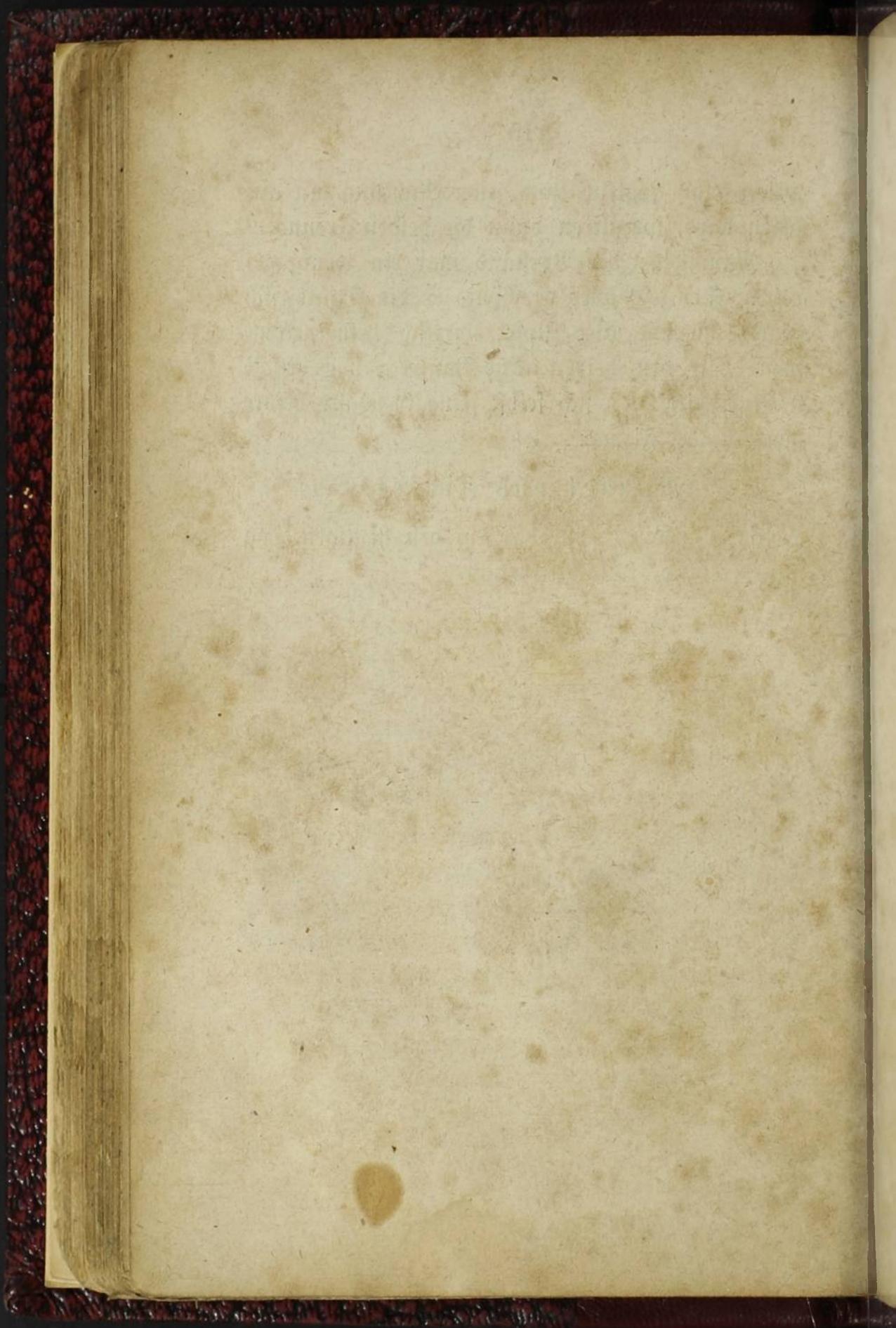
„Sein Freund, der berühmte Urtheilssprecher von drüben, kommt demnächst auch zurück,“ erwiderte der Vorstand, „warten wir das ab. Die Speculation auf Süd= und Ost=, auf Nord= und West=Bahnen ist zwar bis dorthin ohne Zweifel vollständig in fester Hand, en gros und en détail, aber vielleicht erfindet man alsdann, zur Bequemlichkeit des Publikum, oder so, eine neue Himmelsgegend von Gummi elasticum, oder einem andern modernen Artikel, und mit der neuen Bahn,

welche man sogleich nach jener Richtung hin anlegen wird, speculiren dann die beiden Freunde."

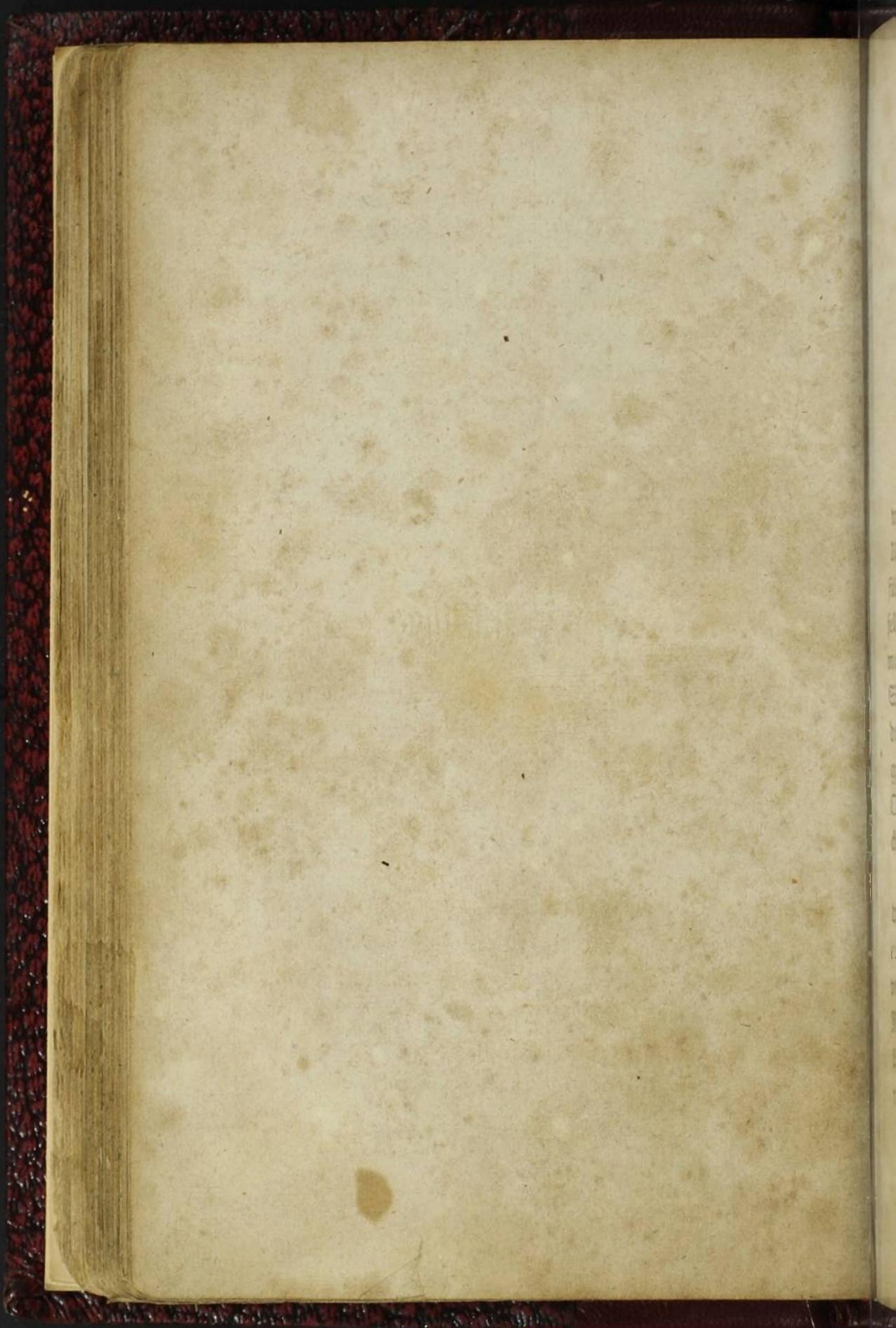
Man sieht, der Vorstand war ein wenig gereizt. Dennoch aber versöhnte er die Tante sich später, so wie als Zipfel wirklich heim gekommen, mit den beiden Süd-Yankees, wie er sie nannte, und ließ sich selbst seine Geschäfte besorgen von der Firma:

Marbel und Zipfel,

welche, wie wir hören, bis auf den heutigen Tag ganz treffliche Geschäfte macht.



Ein Sträfling.



Ich hatte in Lima längere Zeit, das heißt was man auf Reisen eben „längere Zeit“ nennt, Umgang mit einem Irlander, den ich anfänglich für einen Engländer gehalten hatte. Ohne Zweifel rührte dies daher, weil ich nicht, wie mehrere meiner Freunde, mit einem so außerordentlichen Sprachsinne ausgestattet bin, welcher mich nach drei ausgesprochenen englischen Worten mit der größten Sicherheit errathen läßt, auf welcher Quadratmeile jener britischen Insel der Sprechende das Licht der Welt erblickt hat.

Ich besitze, wie gesagt, solche Freunde, aber die gelinden Regungen von Neid, welche ich, ihres eminenten Talentes halber, zu fühlen begann, verschwand, als ich erfuhr, daß man, als sie eine Reise nach England unternommen hatten, in jenem Lande nicht nur den Dialekt nicht errieth, in welchem sie sich ausdrückten, sondern selbst voll-

ständig im Unklaren war, welcher Sprache sie sich überhaupt bedienten.

Ich hatte des Morgens mit meinem Freunde in der goldenen Kugel zu Lima gefrühstückt, und bei dieser Gelegenheit hatte er mir die Eröffnung gemacht, daß er ein Irländer sei.

Aber am Abend desselben Tages machte er mir eine andere Mittheilung, welche mich ungleich mehr überraschte, als die erste. Er schien merkwürdig mittheilsam geworden zu sein, nachdem er einmal sicher war, nicht länger für einen Engländer gehalten zu werden.

Da wir spät gefrühstückt hatten, so beschloffen wir verhältnißmäßig noch später zu Mittag zu essen, das heißt etwa des Abends um neun Uhr, und füllten die Zeit vom Frühstück bis zum Mittagessen mit einem Ritt in das Amancaes-Gebirge aus, woselbst man die schönsten Aussichten von der Welt, und die trefflichsten Gelegenheiten hat, den Hals zu brechen.

Wir hatten von verschiedenen Plateaus aus die ersteren genossen, waren den letzten geschickt ausgewichen, und da der Tag bereits stark sich zu neigen begann, so dachten wir an den Heimweg, und ließen eben unsere Pferde eine steile

Schlucht hinabsteigen, welche uns bald aus dem Bereich des Waldes zu bringen versprach.

Plötzlich drehte sich mein Freund nach mir hin, denn die Schlucht war so breit, daß wir bequem nebeneinander reiten konnten, und sagte:

„Ich wette, Sie wissen nicht, mit wem Sie da allein im Walde reiten?“

Da ich wußte, daß er Bob Kendy hieß, so war es unbedingt ein wenig einfältig von mir, daß ich ganz verwundert zur Antwort gab:

„„Nein, das weiß ich nicht!““

„Ich will es Ihnen sagen,“ versetzte Bob Kendy sehr ruhig, „Sie reiten mit einem Straßenräuber und Mörder.“

„„Sonst Nichts?““ fragte ich jetzt, denn ich war nur am Anfange ein wenig verblüfft.

„Nein, aber genirt Sie das nicht?“

„„Nicht im Mindesten!““

„Gut. Wenn ich aber Miene machte, meine Kunst an Ihnen auszuüben, was würden Sie thun?“

Ich hatte fast immer ein paar kleine gezogene Pistolen mit Elfenbein-Schäften in der Tasche, welche auf's Haar wie jene des Herrn Doktor Cläsius aussehen.

Da Bob mir zur Linken ritt, zielte ich über

meine, den Zügel führende Hand weg mit einer dieser Pistolen, vielleicht auf Handbreite, nach dem Schädel meines Freundes, und sagte mit äußerst verbindlichem Tone:

„„Ich würde Ihnen, bei der ersten verdächtigen Bewegung, das rechte Auge ausschließen.““

„Warum gerade das rechte?“

„„Ich müßte ja erst auf die andere Seite reiten! Das rechte steht mir eben zur Hand.““

Er schien erst jetzt mein Manöver genauer beobachtet zu haben.

„Zum Teufel,“ sagte er, „die Pistole ist ja gespannt und Sie haben den Finger am Drücker.“

„„Ja,““ erwiderte ich, „„und es ist eigentlich unangenehm, daß die Dinger fast ein wenig zu leicht abgehen.““

„God dam, so thun Sie's weg,“ rief jetzt Bob, offenbar erschrocken; „wenn Ihr Pferd stolpert, so schießen Sie mich ja durch den Kopf!“

„„Es ist mit Nebposten geladen,““ sagte ich höflich, „„und es würde also kaum ein Verdacht auf mich fallen, da das Caliber meiner Pistolen ein viel größeres ist. Ich würde, im Falle ich Sie zufällig erschießen sollte, Ihre werthvollsten Sachen hier im Walde vergraben, Sie selbst aber liegen lassen, und in der Stadt sogleich die Anzeige

machen, daß wir hier von Räubern überfallen worden wären.““

Bob hielt sein Pferd an, und reichte mir die Hand.

„Es hat Sie verdrossen,“ sagte er, „daß ich jene Frage an Sie stellte, was Sie thun würden, im Fall ich Sie angriffe?“

„„Zum Theil,““ erwiderte ich lachend, „„ja, zum andern Theil aber kann man ja in der That nicht wissen, ob es Ihnen vielleicht dennoch belieben sollte, ein wenig Robin Hood zu spielen.““

Indessen steckte ich meine Pistole ein, und mein Irländer ritt, nachdem er mir die Hand geschüttelt hatte, eine Zeit lang schweigend neben mir her. Endlich sagte er:

„Es giebt sonderbare Rauze auf der Welt.“

„„Das wissen die Götter,““ erwidert ich mit einem tiefen Seufzer, als beklage ich dieses Factum aus Herzensgrunde.

„Aber abgesehen von allem Andern,“ fuhr mein Irländer fort, „muß ich Ihnen dennoch meine Geschichte erzählen.“

„„Das liegt auf der Hand. Sie müssen mir beweisen, daß man Sie fälschlich in den Verdacht gebracht hat, ein Straßenräuber zu sein, und da

Sie sich vorhin selbst einen Mörder nannten, daß es mit dem Morde eine ähnliche Bewandniß habe.""

Die Geschichte Bob Kendy's, welche er mir einige Tage später erzählte, ist, mit seinen eigenen Worten, folgende:

Mein Vater war ein Gutsbesitzer in der Grafschaft Klarc, und unser ganzer, nicht ganz unbedeutlicher Grundbesitz war von meinem Großvater durch Heirath erworben worden, und ging später auf meinen Vater über.

Während mein Großvater fast den größten Theil seines Lebens in Kriegsdiensten und auf Reisen zubrachte, erst spät sich verheirathete und dann mit meiner Großmutter sich auf das Land zurückzog, schwärmte mein Vater für das Landleben, und war nur selten zu bewegen, seine Scholle zu verlassen. Ich hingegen war bestimmt, dereinst in den Staatsdienst zu treten, zu welchem Zwecke ich in Dublin studiren sollte. Soll ich die Wahrheit gestehen, so war mir zu jener Zeit Alles ziemlich gleichgültig, was man aus meiner Wenigkeit formen wollte. Ich wäre in die Landarmee getreten, ich wäre zur See gegangen, ich wäre Kaufmann geworden, und da man einen gelehrten Juristen aus mir machen wollte, so war mir auch dieses recht.

Der Grund dieser Gleichgültigkeit hinsichtlich meiner Zukunft war, wie ich fürchte, einfach in einer bedeutenden Dosis Leichtsinns zu suchen. Wenn meine Studien der alten Sprachen für den Tag beendet waren, strich ich mit Flinte oder Angel in der Umgegend umher, fühlte mich vollkommen glücklich bei dieser harmlosen Beschäftigung, und ich kann mich nicht erinnern, ernstlich daran gedacht zu haben, daß durch die Wahl und die Ausübung irgend eines Berufes je eine Aenderung in dieses Leben gebracht werden könnte.

Umgang, das heißt engere Freundschaft, pflog ich zu jener Zeit kaum mit einem jungen Menschen meines Alters, mit Ausnahme meines Betters, Dick Kendy, welcher in unserer Nachbarschaft wohnte, und dessen Vater Verwalter auf einem größern Gute war.

Trotz der tausendfältigen Verdrüsse und Unannehmlichkeiten, welche mir dieser Better von meiner frühesten Jugend an bereitete, warf ich doch, zu jener Zeit wenigstens, nie einen eigentlichen Groll auf ihn, war stets bereit, seine gegen mich ausgeübten Spitzbübereien zu vergeben und die gegen Andere verübten nach Kräften gut zu machen, und die Folge hiervon war, daß Dick mich für einen großen Einfaltspinsel hielt, wäh-

rend ich in der That bloß ein guter Junge, mit einem leicht verfühnlischen Herzen war.

Die Hauptleidenschaft Dick's war die, sich fremdes Eigenthum auf widerrechtliche Weise anzueignen, welche Passion, wenn sie nicht ganz im Großen betrieben wird, man gewöhnlich mit dem trivialen Ausdruck „Stehlen“ bezeichnet.

Wenn Dick die Wahl hatte, zwei Penny geschenkt zu bekommen, oder einen entwenden zu können, so that er das Letzte, und hieraus geht offenbar hervor, daß er nicht allein ein Dieb, sondern auch ein Verschwender war.

Diese Liebhaberei trug uns Beiden, so lange wir uns noch im Flügelkleide der Kindheit bewegten, nicht selten ganz anständige Prügel ein, denn Dick trug stets Sorge, mich als Theilnehmer seiner Unternehmungen in fremden Obst- und Blumengärten zu bezeichnen, und später, bei Einfällen auf die Jagdgebiete unserer Nachbarn, und deren Fischwasser, hatte die Sache einige Male ernstliche, unangenehme Folgen.

Das Schlimmste war, daß Dick, welcher jetzt begann schlau zu werden, während er früher bloß unverschämt war, mich stets voran schob, so daß ich, während ich früher sein Theilnehmer war, jetzt als sein Verföhrer betrachtet wurde.

Indessen schien es, als wolle Dick sich, bezüglich seiner Expeditionen, nicht allein mehr auf die Früchte und Thiere des Feldes beschränken, sondern sein Talent auch in den Wohnungen der Menschen ausüben, mit anderen Worten: Während er früher Obst, Wildpret und Fische stahl, begann er nun auch andere Gegenstände zu mausen, und der erste Fall dieser Art, welcher wenigstens theilweise bekannt wurde, war ein ganz netter, nicht unbedeutender Diebstahl, im Schlosse des Herrn, seines Vaters.

Die Sache wurde beigelegt, das heißt man schaffte die entwendeten Gegenstände wieder herbei, aber mein Vater sagte jenes Mal zu mir:

„Laufe nicht mehr so viel mit Dick umher, und bleibe lieber zu Hause und studire.“

Ich befolgte diesen guten Rath, welcher schon deshalb sehr zweckmäßig war, da ich demnächst mein Examen für die Aufnahme auf die Universität nach Dublin machen sollte. Dick aber besuchte jetzt mich, und nach einigen Wochen fehlten in unserm Hause ein paar Duzend silberne Löffel, wegen welcher ein Dienstmädchen aus dem Hause gejagt wurde, während niemand Anders dieselben gestohlen hatte, als der liebe Vetter Dick, was ich jenes Mal mir

nicht zu glauben getraute, wovon ich aber heute fest überzeugt bin.

Kurze Zeit darauf kam ich nach Dublin, und da ich dort bald andere Bekanntschaften mit jungen Leuten meines Alters machte, so vergaß ich Dick fast, wenigstens vermißte ich seinen Umgang nicht.

Als ich aber nach etwa drei Vierteljahren wieder nach Hause zurückkehrte, war Dick einer der Ersten, welche mich besuchten, und mein Vater sagte mir gelegentlich, daß es schiene, als habe er sich sehr zu seinem Vortheile verändert.

Die Wahrheit war die, daß mittlerweile in der Umgegend kein Diebstahl mehr begangen worden war, welcher in näherer Beziehung mit Dick's Person gebracht werden konnte; als ich aber die alte Bekanntschaft mit ihm erneute, fand ich, daß zwei neue Leidenschaften in meinem guten Wetter erwacht waren, welche, wie es den Anschein hatte, die frühere unterdrückt, oder wenigstens erstickt hatten.

Er war wie toll auf Liebeshändel verfallen, und liebte das Spiel bis zum Exceß.

Was mich betrifft, so gefiel ich mir, während jener ersten Ferien, nicht übel darin, in seiner Begleitung die Jahrmärkte und Pferderennen zu besuchen, und abwechselnd mein Geld an Bauern

und Pächter zu verlieren — oder den Don Juan bei einigen ländlichen Schönheiten zu spielen. Glücklicher Weise aber verlief die Zeit meines Aufenthalts auf dem Lande ohne Unfall, und nach Dublin zurückgekehrt, nahmen mich bald andere Dinge in Anspruch.

Die zweiten Ferien verliefen nicht so harmlos.

Dies schien diesmal, in den drei Viertel Jahren, um zwei Jahre gealtert, und sein Aeußeres erschreckte mich fast, als ich ihn zum ersten Male wieder sah.

Machte es der Vergleich mit anderen jungen Leuten, welche ich in Dublin kennen gelernt hatte, oder war sein eigentlicher Charakter wirklich mehr zu Tage getreten, es lag ein Ausdruck von Bosheit und Mißgunst in seinem ganzen Wesen, welcher sich, fast ohne Ausnahme, gegen seine ganze Umgebung kundgab.

Ich zog mich von ihm zurück, auffallend fast, aber leider ohne Erfolg.

Eines Nachmittags kam er zu mir, und forderte mich auf, ihn auf einen Jahrmarkt zu begleiten, welcher etwa in einer Entfernung von zwei Stunden von unserer Wohnung abgehalten wurde.

Ich schlug es ihm ab, aber er klagte, daß ich ein vornehmer Herr geworden sei, daß ich mich

seiner Schame, und bat, nur heute mit ihm zu gehen, da es auffiele, wenn man mich gar nicht mehr in seiner Gesellschaft sähe.

Ich gab nach.

Als wir den Ort erreicht und unsere Pferde abgegeben hatten, fiel mir die fieberhafte Gast auf, mit welcher Dick in allen Schenken und Buden umherlief und offenbar irgend Etwas suchte.

Endlich rief er triumphirend aus:

„Dort ist er!“

Ich sah und erkannte sogleich den Gefundenen, als einen gewissen Patrick Slough, den großen, dicken, und fast bis zur Ungebühr gesund aussehenden Sohn eines reichen Pächters aus unserer Nachbarschaft.

„Dort ist er, der dicke feige Hund,“ murmelte mein Better, „aber ich fasse ihn heute.“

Ich glaubte, er wolle Händel mit dem jungen Riesen anfangen, und verbat mir das ernstlich, aber Dick sagte mir, daß er ihn im Spiel rupfen wolle, da er ihm ein Mädchen abspenstig gemacht habe, und zu feig sei, um auf eine andere Art gefaßt zu werden.

Es hatte den Anschein, als habe sich Dick, während meiner Abwesenheit in Dublin, die

Fertigkeit erworben, ganz nach Belieben irgend Jemanden „rupfen“ zu können, denn er sprach davon wie von einer ausgemachten Sache, aber die Wirklichkeit entsprach keineswegs seinen Erwartungen, denn nach einer halben Stunde hatte der Dicke meines unglücklichen Betters ganze Baarschaft in der Tasche, und noch einen Theil der meinigen, welche ich ihm leihen mußte.

„Es ist Nichts mit Euch,“ sagte Patrick, gutmüthig lachend, aber doch mit ziemlich rohem und ungeschlachtetem Tone; „Ihr kommt nicht auf gegen mich, nicht im Spiel, nicht bei den Mädchen. Steckt das auf, mir gegenüber!“

Ich erwartete, daß Dick sich auf ihn stürzen würde, aber er murmelte blos Etwas zwischen den Zähnen, und setzte sich, mit erdfahlen Zügen, an einen andern Tisch.

Nach kurzer Zeit verlangte er den Rest meiner Baarschaft, um nochmals mit Patrick anbinden zu können.

Ich verweigerte sie ihm, weil ich befürchtete, daß es dann, verlöre er abermals, ernstliche Händel geben würde.

Nie in meinem Leben vergesse ich den Blick, den mir Dick bei jener meiner Weigerung zuwarf,

ein Blick, der so viel Haß und Bosheit enthielt, daß ich unwillkürlich zurückfuhr.

„Du wirst's bereuen,“ sagte er dumpf.

Indessen trank er mit mir und noch einigen jungen Leuten, welche sich zu uns gefunden hatten, und ich glaubte fast, er habe sein Unglück vergessen.

Nach einiger Zeit mahnte er zum Ausbruch, und da mich das ganze Gelage längst gelangweilt hatte, gab ich ihm gern Gehör.

Nachdem wir den Marktflecken verlassen hatten, setzte Dick sein Pferd in scharfen Trab, und erst jetzt bemerkte ich, daß wir einen andern Weg eingeschlagen, als jenen, auf welchem wir gekommen. Aber Dick, welchen ich darauf aufmerksam machte, behauptete, er sei näher, und obgleich ich mich davon nicht überzeugen konnte, gab ich dennoch nach, und ritt schweigend neben ihm her.

Jetzt sahen wir aber, denn es war heller Mondschein, in einiger Entfernung vor uns einen Reiter, und augenblicklich setzte Dick seinem Pferde die Sporen in die Weichen, und jagte wie toll dem vor uns Reitenden nach. Ich blieb an seiner Seite, da ich mir durchaus nicht denken konnte, was er beabsichtigte. Aber nur zu bald sollte mir seine Absicht klar werden.

Der vor uns Reitende war Patrick Slough. Ohne Zweifel hielt er uns ein wenig für ange-trunken, und ritt zur Seite, um uns vorüber zu lassen, und Dick sprengte auch vorüber, aber hierauf warf er sein Pferd herum, war mit einigen Sägen hart an Patrick, und rief:

„Hund, gib das Geld her, um das Du mich betrogen hast!“

Ich war, eben bei diesem Anrufe, auch bei Patrick angelangt, und rief, zum Tode erschrocken:

„Um Gotteswillen, Dick, was soll das heißen?“

Aber schon hatte Dick seine schwere, am Hand-ende stark mit Kupfer beschlagene, Peitsche, gefaßt und einen Schlag nach Patrick's Kopf geführt.

Der Getroffene glitt lautlos vom Pferde, und eben so schnell war Dick am Boden, und durchsuchte die Taschen des auf der Erde Liegenden, während ich ebenfalls vom Pferde gesprungen war, und ihn abzuhalten suchte, Patrick zu be-rauben.

Aber der Schreck hatte mich dergestalt gelähmt, daß ich nur einen nutzlosen Widerstand ausüben konnte, und nach einigen Augenblicken sprang Dick wieder in den Sattel, rief mir höhniſch zu:

„Adieu, lieber Better,“

und war in kurzer Zeit verschwunden.

Ich war so außer mir, daß ich offenbar kaum wußte, was ich that. Doch erinnere ich mich, daß ich, als sich mein sauberer Vetter bereits entfernt hatte, noch neben Patrick kniete, ihn schüttelte und bei Namen rief, und als er kein Lebenszeichen von sich gab, endlich mechanisch mein Pferd bestieg, und nach Hause ritt. —

Nach etwa sechs Wochen war ich, als Straßenräuber, verurtheilt, auf acht Jahre nach der Norfolk's-Insel deportirt zu werden!

Ich bin rasch über diese Periode hinweggegangen, nicht wahr?

Aber soll ich Ihnen das Entsetzen und die Verzweiflung meines Vaters schildern, als man mich am andern Morgen aus unserm Hause fortführte. Den Jammer und das Erstaunen unserer Dienstreute, das Wehklagen meiner alten Amme, welche mich, da ich meine Mutter frühe verloren, großgezogen hatte, und die, kurze Zeit nach meiner Verurtheilung, aus Kummer starb?

Nur so viel muß ich beifügen, daß sich Patrick Slough's Taschenuhr in meinem Reitrocke fand, und daß der jämmerliche Mensch die Angabe machte, ich habe dieselbe, nach Dick's Entfernung, aus seiner Tasche gezogen.

Er war durch Dick's Schlag nur leicht ver-

lebt, und keineswegs wirklich betäubt, aber er stellte sich aus Furcht todt, um nicht wirklich ermordet zu werden. Er hatte diese falsche Angabe offenbar aus Rachsucht gegen mich gemacht, weil ich mich eben in Dick's Gesellschaft befand, trotz dem daß er gehört haben mußte, daß ich mich seiner annahm.

Dick selbst machte später kein Geheimniß daraus, daß er mir, während ich neben ihm bei dem liegenden Patrick kniete, die Uhr in die Tasche geschoben, um sich zu rächen, weil ich ihm in jenem Marktflecken kein Geld mehr geliehen hatte.

Im Uebrigen hatte er bereits vor einigen Wochen die Gutskasse seines Vaters bestohlen, und beabsichtigte, mit dem geraubten Gelde außer Land zu gehen. Aber er verlor den größten Theil des Geldes wieder an Patrick, und da die Entdeckung des Diebstahls jeden Tag zu befürchten war, beschloß er auf jenem Jahrmarkte seinen Verlust Patrick wieder abzunehmen, und sich des Tages darauf aus dem Staube zu machen. Da er im Spiele abermals Unglück hatte, wendete er, wie wir gesehen, Gewalt an, aber er wurde gefaßt, ehe er die See erreichte, und ich traf ihn wieder an Bord des Schiffes, welches uns Beide nach der Norfolk's-Insel zu bringen bestimmt war.

Dick benahm sich frech, wie ein alter, vollkommen ausgelernter Dieb, und trug gegen mich einen Haß und eine Bosheit zur Schau, welche alle Welt glauben lassen konnte, daß ich an seinem Unglücke Schuld wäre, während gerade der entgegengesetzte Fall stattfand.

Er benahm indessen unseren Unglücksgenossen, das heißt den übrigen Spigbuben und Gaunern, diesen Wahn sehr bald, indem er ihnen erzählte, daß er mir die Uhr in die Tasche gesteckt habe, um, wie er sagte, ein Familienglied als Reise- gesellschafter zu haben, im Fall sein Plan zu fliehen verunglücken sollte.

Diese Mittheilung Dick's trug dazu bei, mich, war es überhaupt möglich, noch unglücklicher zu machen, denn in den Augen der Mannschaft und bei den Aufsehern des Verbrecherschiffes war ich ohnedies ein Dieb und Verbrecher, so gut als alle Uebrigen, den man zwar nicht mißhandelte, wenn er sich der Ordnung fügte, den man aber mit unendlicher Verachtung und mit moralischem Ekel ansah.

Meine Mitgefangenen aber sahen mich für einen Einfaltspinsel an, welcher ganz unverdienter Weise zu der Ehre gekommen war, für einen Straßenräuber gehalten zu werden, und äußerten

unverhohlen ihr Vergnügen darüber, diesen Eindringling, der noch dazu den unverzeihlichen Fehler besaß, aus guter Familie zu sein, nach Herzenslust quälen und mißhandeln zu können.

Es läßt sich also denken, mit welchen Unnehmlichkeiten die etwa über vier Monate dauernde Reise für mich verbunden war, und ich kann heute noch nicht begreifen, warum ich nicht über Bord gegangen, während ich hundert Mal fast keinen andern Wunsch gehabt habe, als daß das Schiff mit Soldaten, Aufsehern und Spigbuben in die Tiefe sinken möge.

Endlich erreichten wir den Ort unserer Bestimmung, die Norfolk-Insel.

Es erscheint auf den ersten Blick selbst ein Verbrechen, in dieses Paradies eine Verbrecher-Colonie zu verpflanzen. Dann aber muß man es wieder menschenfreundlich finden, den armen Teufeln diesen Aufenthaltsort anzuweisen, in welchem sie wenigstens nicht von Temperatur und Klima gequält sind.

Die größte der Norfolk-Inseln, denn die kleinen Inseln in einigen Meilen Entfernung von dieser, der größten der Gruppe gelegen, bieten wenig Interesse, liegt unter dem siebenundzwanzigsten

Grade südlicher Breite, und ist von Neuholland etwa siebenhundertundzwanzig Seemeilen entfernt.

Da die Insel höchstens sieben Quadratmeilen Oberfläche hat, so herrscht auf ihr die reizendste Temperatur der Welt, indem die von der See über die Insel streichende Luft dieselbe fast nie über zwanzig Grade steigen, und unter achtzehn fallen läßt. Sommer und Winter existiren also dort nur dem Namen nach, und ein ewig jugendliches, frisches Grün bedeckt den fruchtbaren und noch nebenbei trefflich bewässerten Boden.

Freilich fehlt dort der berühmte, und häufig als so prachtvoll gepriesene, herbstliche Ton unserer Wälder und Fluren, und auch die liebenswürdigen Freuden unseres Winters fehlen dort, man sieht nicht Reif und Eiszapfen an den Bäumen hängen, statt Blättern und Früchten, man kann nicht Schlittschuh laufen, nicht im Schnee waten, und sich die Finger nicht erfrieren.

Da mir aber der belobte herbstliche Schmuck unserer Gegenden stets vorgekommen wie die rothe Nase eines beginnenden Fünzigers, und der Winter selbst wie ein abgelebter Greis, entbehrte ich wenig dieser Schönheiten meines Vaterlandes, sondern erfreute mich dort an den Schönheiten der Natur, so viel man nämlich sich freuen kann, wenn man

ein Verbannter und unschuldig Gebrandmarkter war, wie ich.

Mit den Gesezen und Einrichtungen der Verbrecher-Colonie auf der Norfolk's-Insel will ich Sie nicht langweilen, nur so viel will ich bemerken, daß man dort wieder ein ordentlicher Mensch werden kann, wenn man will und die Arbeit nicht scheut, und daß man nicht Gefahr läuft, sein Herz an eine Frau zu verlieren, oder von derselben betrogen zu werden, welches seinen Grund einfach darin hat, weil unter keiner Bedingung ein weiblicher Fuß die Insel betreten darf. Selbst dem Gouverneur und den höheren Offizieren der dort stationirten Truppen ist es nicht erlaubt, ihre Frauen mit sich dorthin zu nehmen.

Was Dick betrifft, so hatte er, in der lezten Zeit der Reise, gegen mich sein Benehmen in Etwas verändert.

Er schien zu bereuen, daß er mich in solches Unglück gebracht, und hat mich deshalb um Verzeihung; gegen die Angriffe und Spöttereien der Anderen nahm er mich in Schutz, und nachdem wir endlich die Insel betreten hatten, war es mir sogar nicht unlieb, daß mir, zugleich mit Dick, eine Hütte und etwas Feld angewiesen wurde, welches

wir bebauen, und hierdurch unsere Nahrung erwerben sollten.

Man darf in der ersten Zeit den angewiesenen Ort nur bis auf eine gewisse Gränze hin verlassen. Hält man sich gut, wird diese Gränze weiter ausgedehnt, und später erhält man wohl auch Gelegenheit, sich in der Stadt selbst anzusiedeln, wo man sogar Industrie und Handel cultivirt, wenn gleich in ziemlich beschränktem Maßstabe, da Rohstoffe und Handelsartikel nur durch die Hände des Gouverneurs in die der Industriellen übergehen.

In den ersten Tagen legte Dick fleißig Hand mit an bei unseren Einrichtungen in der Hütte und bei den Arbeiten auf dem Felde. Dann erlahmte dieser Eifer in Etwas, und in nicht sehr langer Zeit begnügte er sich, je nach Umständen, im Schatten oder in der Sonne liegend, mir zuzusehen, wenn ich arbeitete, und mir gute Lehren zu geben.

„Es ist unbezahlbar,“ sagte er, „daß ich als Landwirth erzogen worden bin und mich in der Lage befinde, Dich, der Du bloß studirt hast, in der Kunst des Ackerbaues zu unterrichten. Dies kommt uns jetzt sehr zu Statten bei der praktischen

Ausübung dieses ehrwürdigsten und ältesten aller Geschäfte."

Wenn ich ihn aufforderte, an der praktischen Ausübung dieser ehrwürdigen Beschäftigung Theil zu nehmen, so erwiederte er mir, daß Einer das Capital, der Andere die Arbeitskraft zuschießen müsse, im Uebrigen wolle er Sorge tragen, unsern jungen Hausstand auf eine, seinen Talenten und Fähigkeiten angemessenere Art zu unterstützen.

Er begann wirklich bei unseren nächsten Nachbarn die Ausübung dieser Talente in's Werk zu setzen, das heißt, er stahl.

Aber er hatte die edle, freie Kunst des Stehlens bisher nur als Autodidakt erlernt; er hatte keinen Unterricht genossen, er hatte nicht nach Regeln gearbeitet, und da er es, unglücklicher Weise, auf Norfolk nur mit verschmitzten Gaunern und trefflich geschulten Dieben zu thun hatte, so wurden schon seine ersten Versuche entdeckt.

Man begnügte sich, ihn wacker durchzuprügeln, denn man hatte zu viel Esprit du Corps, einen Jünger der Kunst dem gemeinschaftlichen Feinde, der Behörde, auszuliefern; aber ich erinnere mich kaum, den Better Dick jemals in größerer Wuth und Raserei gesehen zu haben, als an jenem Tage, an welchem er, übel zugerichtet und zerzaust, von

jenem unglücklichen Versuche, seine Talente zu Gunsten unserer jungen Haushaltung zu verwerthen, zurückkehrte.

Ich machte ihm Vorstellungen und beschwor ihn, ein anderes Leben zu beginnen, worauf er, einem wilden Thiere gleich, über mich herfiel, und mich sicher erwürgt haben würde, wäre ich ihm nicht an Körperkraft überlegen gewesen. Ich sah mich übrigens gezwungen, ihn auf ähnliche Weise wie unsere Nachbarn zu behandeln, und bemerkte zu meinem Erstaunen, daß er jetzt plötzlich andere Seiten aufzuziehen begann.

Er mochte mich für schwächer gehalten haben, als ich wirklich war, und nachdem er erfahren, daß ich ihn vollkommen in meiner Gewalt hatte, gab er nach, ja er bat mich um Verzeihung wegen alles Uebeln, was er mir bereits zugefügt, versprach sich zu bessern und von nun an ein anderer Mensch werden zu wollen.

Wirklich arbeitete er jetzt wieder einige Tage ziemlich fleißig im Felde, aber schon nach kurzer Zeit kehrte er zu seiner gewohnten Lebensweise zurück, schweifte in der Umgegend umher, und kehrte meist nur zur Essenszeit zurück, um den größern Antheil der von mir bereiteten Mahlzeit zu ver-

zehen und, nach gepflogener Mittagsruhe, auf's Neue einen Spaziergang zu machen.

Ich ließ ihn gewähren, da ich nur im höchsten Nothfalle in Streit mit ihm gerathen wollte; aber ich wurde kurze Zeit darauf, ganz ohne mein Zuthun, von seiner Gegenwart befreit.

Eines Nachts nämlich pochte es an der Thür unserer Hütte, und nachdem ich geöffnet hatte, traten zwei Soldaten ein, welche sich innerhalb der Thür aufstellten, und von welchen der eine, indem er ein Paar Handschellen hervorzog, einfach sagte:

„Dick Kendy!“

„„Dort steht Dick Kendy,““ rief Dick, indem er auf mich zeigte, „„das ist Dick Kendy; ich bin Bob Kendy.““

„Schön,“ sagte der Soldat, „wenn Ihr Bob Kendy seid, so wollen wir also Bob Kendy mit uns nehmen, denn bloß um Cure werthe Person ist es uns zu thun.“

Hierauf legten sie ihm Handschellen an, und führten ihn, ohne weiter ein Wort zu sprechen, hinweg.

Es war klar, daß ihn die Soldaten genau kannten, und ich zweifle nicht, daß er von einem der übrigen Gefangenen, da er, wie es schien,

seine Dicheereien fortsetzte, endlich angegeben und zu seiner Bestrafung abgeführt wurde.

Des Tages darauf kehrten dieselben Soldaten wieder, um seine Habseligkeiten mit sich zu nehmen, und obgleich ich auf meine Fragen, was man mit ihm angefangen habe, keine Antwort erhielt, so sagte mir doch einer der Soldaten beim Weggehen:

„Euer Kamerad kommt nicht wieder, Ihr bleibt vorläufig allein!“

Jetzt begann ich mich gewissermaßen glücklich zu fühlen. Ich arbeitete unverdrossen, schmückte meine Hütte aus, so gut es eben anging, und führte, mitten in einer bewohnten Insel, ein wahres Einsiedlerleben, indem ich mich streng in dem mir angewiesenen Bezirke hielt, und bloß wöchentlich einmal einen Aufseher zu sehen bekam, der mir Nahrungsmittel brachte, da ich auf meinem Felde noch Nichts ernten konnte.

Dieser Mann sprach in der ersten Zeit nie ein Wort mit mir, sondern legte schweigend die mitgebrachten Vorräthe nieder, und fuhr weiter. Indessen bemerkte ich wohl, daß er sich allenthalben umsah, und nach etwa acht Wochen sagte er, ehe er weiterfuhr:

„Habt Ihr irgend einen Wunsch?“

„„Ja,““ erwiderte ich, „„ich wünschte nach Hause zu schreiben, möchte Bücher, und, wenn es möglich wäre, Tabak.““

„Sonst Nichts?“ sagte der Mann.

Da ich fürchtete, zu viel verlangt zu haben, versetzte ich:

„„Wenn ich nur wenigstens nach Hause schreiben dürftel!““

„Branntwein?“ erwiderte der Aufseher, „wollt Ihr keinen Branntwein?“

„„Nein!““

Er nickte mit dem Kopfe und ging, aber schon des folgenden Tages brachte er mir Schreibmaterialien, einige geistliche Erbauungsbücher, Tabak, und nebenbei die Erlaubniß, auf der Insel umhergehen zu dürfen, jedoch mit der Einschränkung, stets des Nachts zu Hause zu sein, und vorläufig die Stadt nicht zu betreten.

Was die Erbauungsbücher betrifft, so gestehe ich, denn ich will mich nicht besser machen, als ich bin, daß ich dieselben nur äußerst wenig benutzte. Ich habe nie eine besondere Lust zu geistlichen Uebungen in mir verspürt, und dieser Sinn wurde, merkwürdiger Weise, auch durch die Einsamkeit nicht geweckt. Hingegen rauchte ich wacker Tabak, und damit Sie sehen, daß ich nicht ganz gottlos

bin, so bemerkte ich Ihnen, daß ich Gott inbrünstig für diese Gabe danke.

Dann schrieb ich einen langen Brief nach Hause, und setzte meinem Vater nochmals ausführlich den ganzen Thatbestand und meine Unschuld auseinander, und beschwor ihn zugleich, mir zu schreiben, daß er mich für schuldlos halte.

Nach etwa acht Monaten erhielt ich Antwort. Er, für seine Person, schrieb mein Vater, halte mich, so gut wie fast alle meine Bekannten, für schuldlos, aber da Patrick hartnäckig auf seiner Aussage beharre, sei vorläufig an meine Befreiung nicht zu denken. Dann kamen Klagen und Ermahnungen, mich gut zu halten. Da natürlich die Briefe geöffnet wurden, ehe sie in die Hände der Gefangenen gerathen, war wohl auch nicht mehr zu schreiben. —

Ich gehe jetzt, von der Entfernung Dick's an gerechnet, kurz über einen Zeitraum von andert- halb Jahren hinweg, während welcher Zeit sich wenig Bemerkenswerthes zutrug.

Ich hatte mittlerweile die Erlaubniß erhalten, zu gewissen Zeiten die Stadt besuchen zu dürfen, hatte dort einen Theil meiner Ernte verkauft, und zugleich Sorge getragen, mich zu Hause behaglicher einzurichten, merkwürdiger Weise aber kam mit dem bequemern und bessern Leben eher Unzufrie-

denheit über mich, als Ruhe und Behaglichkeit. Ich begann jetzt zu rechnen, wie lange ich noch auf der Insel zu bleiben habe, und die sechs Jahre erschienen mir wie sechs Unendlichkeiten.

Trotz allem Dem aber machte ich mit meinen Nachbarn nur wenig Bekanntschaft, denn die meisten waren verschlossene, heimtückische Bursche, welche es mir nicht vergeben konnten, daß ich, eher als sie selbst, in den Besitz gewisser Freiheiten gelangt war, und überdies waren sie alle roh und ungebildet bis zur Ungebühr.

Eines Nachts aber pochte es leise an das Holzgitter meines Fensters, und ich hörte sogleich an der Art des Pochens, daß es nicht die nächtliche Streifwache sein konnte, welche ziemlich häufig von der Anwesenheit der Gefangenen sich zu überzeugen kam.

Ich öffnete daher das Fenster, und sah, halb freudig überrascht, halb erschrocken, Dick vor mir stehen, der mich bat, ihm zu öffnen.

Ich ließ ihn ein.

Er sah sich zuerst allenthalben in meiner Hütte um, und sagte dann:

„Du bist, wie ich sehe, wieder ganz ein vornehmer Herr geworden, und der Vorschlag, den

ich Dir machen wollte, wird wohl wenig Anklang finden."

Ich hatte keinen andern Gedanken, als daß er mich zu irgend einem Diebstahle bereden wollte, aber ich sagte ihm das nicht, sondern fragte, was sein Begehr sei.

„Durchbrennen!“ gab er zur Antwort; „aber merke Dir, wenn Du den Verräther spielst, so bist Du verloren. Es sind unserer Mehrere!“

In diesem Augenblicke ging in mir eine Revolution vor, die ich zu beschreiben niemals im Stande bin.

Frei! Frei! Wie durch einen Zauberschlag standen tausend lockende Bilder vor mir, welche ich bisher instinkartig niedergekämpft hatte. Die Frauen spielten nicht die letzte Rolle in diesem Kreise lange entbehrter Freuden und Vergnügungen, aber noch tausend andere Dinge, Dinge, zu welchen ich kaum früher irgendwie Lust getragen, tauchten jetzt vor mir auf, fast als etwas ganz Unentbehrliches, und es war mir, als dürfe ich nur auf Dick's Vorschlag eingehen, um mich sogleich in Besitz aller dieser Herrlichkeiten zu befinden.

Dick hatte sich mittlerweile einer meiner Pfeifen bemächtigt, dieselbe von meinem Tabak gestopft, und begann auf ganz unmäßige Weise zu

rauchen. Trotz dem aber hatte er mich dennoch beobachtet und meine Gemüthsbewegung wahrgenommen.

„Na,“ sagte er, „Du gehst also mit?“

„„Ja,““ erwiderte ich mit erstickter Stimme, „„jetzt gleich, wenn es sein kann!““

Statt der Antwort steckte Dick jetzt meinen ganzen Vorrath an Tabak in seine Taschen, dann aber sagte er:

„So rasch geht's nicht; ich komme morgen wieder. Halte reinen Mund. Adieu!“

Dann schlüpfte er zur Thür hinaus, und ich konnte seine Spur nur an der Gluth meiner Pfeife erkennen, welche er, ohne ein Wort zu sagen, als gute Beute mit sich nahm.

Nur ein Gefangener kann begreifen, was in mir, während des Nestes jener Nacht, vor sich ging. Ich schloß kein Auge mehr, und des andern Morgens hatte ich Fieber und fürchtete, ernstlich krank zu werden.

Aber die frische Morgenluft stärkte mich wieder, obgleich ich stets noch mit krankhafter Ungeduld auf den Besuch Dick's und seine weiteren Mittheilungen wartete.

Er kam indessen diesen und den folgenden Tag nicht, und erschien erst gegen Ende des dritten

wieder, in Begleitung eines Burschen, der wegen genug ausfah.

„Mister Brown,“ sagte Dick, indem er mir seinen Begleiter vorstellte, „hat Einen umgebracht, konnten ihm aber Nichts beweisen. Hat zwanzig Jahre!“

Ich verbeugte mich gegen den Gentleman, denn ich würde in jenem Augenblick den Teufel selbst mit Vergnügen in die Arme geschlossen haben, und dann besprachen wir unsern Plan.

Nichts erscheint gefährlicher und schwieriger auszuführen, als eine Flucht von der Norfolks-Insel; aber trotzdem und ungeachtet, daß man jeden Versuch zur Flucht streng und rücksichtslos bestraft, kommen doch fast in jedem Jahre mehrere solche Versuche vor, und gelingt gleichwohl unter zwanzigen kaum einer, so hält dies doch keineswegs die Gefangenen ab, stets auf's Neue ihr Leben an ihre Freiheit zu setzen.

Die vorzüglichsten Maßregeln, welche man ergriffen hat, um ein Entweichen fast unmöglich zu machen, sind etwa folgende:

Alle Boote, mit Ausnahme eines einzigen Wachbootes des Gouvernements, werden des Abends an's Land geschafft und, da sie alle mit Nummern versehen sind, controlirt. Dann werden sie in ein

festes und gut verwahrtes Gebäude am Hafen gebracht, dort sämmtlich an eine einzige lange Kette geschlossen, und die Schlüssel zu Kette und Haus werden die Nacht hindurch in einem etwa dreißig Schritte entfernten, festen steinernen Wachhaus verwahrt, in welchem sich etliche zwanzig Mann Wache befinden.

Dicht hinter jenem Hause, in welchem man des Nachts die Boote eingeschlossen hält, befindet sich ein Wall, von welchem aus zwei Schildwachen das Haus übersehen und jede Annäherung an dasselbe bemerken können.

Längs des Hafens befinden sich ferner mehrere Batterien, welche den Hafen, und namentlich dessen Aus- und Einfahrt, vollkommen beherrschen; das Wachboot des Gouvernements beaufsichtigt den Hafen selbst, und auf dem Hafendamme und dessen Nähe streifen bei Tag und Nacht zahlreiche Wachen. Es hat also den Anschein der Unmöglichkeit, vom Hafen aus zu Boote die Insel zu verlassen.

Was die Flucht von einem andern Theile der Insel aus betrifft, so machen fortwährend zwei kleine Schooner die Runde um dieselbe, aber stets in unbestimmter Reihenfolge, so daß man zum Beispiel von irgend einer Stelle der Küste

aus einen derselben beobachtend nie wissen kann, ob nicht der andere ihm in kurzer Entfernung folgt, oder ob jener vielleicht auf der andern Seite der Insel kreuzt.

Da ferner häufig in den Hütten der Gefangenen Nachsuchungen gehalten werden, und fortwährend Soldaten und Aufseher die Insel durchstreifen, so scheint es fast eben so unmöglich, ein Boot zu bauen und auf demselben die Insel zu verlassen, als sich durch ein bereits vorhandenes vom Hafen aus zu flüchten.

Sollten aber alle diese Schwierigkeiten überwunden sein, so hat man bis zum nächsten Festlande, Neuholland, über siebenhundert Seemeilen, und etwa halb so weit auf einige kleine Inseln; hat man aber auch eine derselben, oder Neuholland selbst erreicht, so schwebt der Flüchtling auch dort abermals in der größten Gefahr, erkannt und abermals eingefangen zu werden.

Al' dies ist den Gefangenen auf Norfolk wohl bekannt, und dennoch kommen, wie bereits erwähnt, fast in jedem Jahre mehrere Fluchtversuche vor.

Auf zerbrechlichen Flößen, auf heimlich erbauten, winzigen Booten, versuchen die Unglücklichen ihr Heil, und meist treiben nach einigen Tagen die

Bruchstücke dieser Fahrzeuge irgendwo am Ufer der Insel an's Land, und nicht selten ist dies derselbe Fall mit den Leichnamen der Entflohenen.

Bisweilen werden auch, weiter draußen in der See, die Flüchtlinge, meist bereits halb verhungert, von englischen Schiffen ausgegriffen, und zurück nach der Insel gebracht, wo sie der strengsten Haft und den härtesten Strafen verfallen.

Dringt aber die dunkle und unbestimmte Kunde irgend einer gelungenen Flucht durch bis zu den Gefangenen, so schlagen Hunderte von Herzen in fieberhafter Aufregung der Freiheit entgegen, welche zu erreichen jetzt Allen möglicher, wahrscheinlicher scheint.

Eine solche Kunde war vor Kurzem auf der Insel bekannt geworden. Durch einen neu angekommenen Sträfling, der selbst den Entflohenen in England gesprochen hatte, war sie vollständig verbürgt, und die Aufregung unter den Gefangenen war eine ungeheure, da die meisten derselben sich noch sehr wohl der kleinsten Umstände jener abenteuerlichen Flucht erinnerten.

Nachdem wir an jenem Abende die Schwierigkeiten des Fliehens besprochen hatten, trennten wir uns, da es nicht rathlich war, uns von einem Aufseher überraschen zu lassen, aber nach zwei

Tagen besuchten mich Dick und Brown abermals, und der Letzte erzählte Dick und mir, auf welche Weise jener glücklich Entkommene seine Flucht bewerkstelligt. *)

Es waren zusammen acht Männer, von welchen aber eben der glücklich nach England Gelangte die Hauptrolle spielte.

Wir wollen ihn Jack nennen, da der Name überhaupt gleichgültig ist.

Jack, welcher ein wenig Mediciner war, begann seine Operation damit, sich in das Hospital bringen zu lassen und dort eine Krankheit zu heucheln, bei welcher man ihm, wie er wußte, Opium verschreiben würde. Dieses brachte er bei Seite, und nachdem er einen seiner Fluchtgenossen hinlänglich unterrichtet, und dieser im Hospitale ebenfalls eine gewisse Menge Opium erobert hatte, war man vorläufig mit einem, zur Flucht nöthigen Artikel versehen.

Hierauf fertigte Jack eine gewisse Anzahl kleiner hölzerner mechanischer Spielwerke, trug diese zum Verkaufe auf der Insel umher, und gelangte auf

*) Ich habe diese, aus dem Tagebuche eines auf Norfolk stationirten Militair-Arztes genommene Thatsache bereits früher an einem andern Orte ausführlich erzählt, und will sie deshalb hier nur mit flüchtigen Zügen ausführen.

diese Weise in das Wachhaus, in welchem man des Nachts die Schlüssel zu dem Hause verwahrt, in dem die Boote angeschlossen werden.

Bei dieser Gelegenheit maß er die Breite der Thür und sah, daß die Schlüssel zu dem Bootshause oberhalb dem Lager des wachhabenden Corporals hingen.

Jack richtete sich jetzt einen Balken zu, durch welchen man die Thür des Wachhauses mittels eines Strickes von Außen verschließen konnte, dann fertigte er sich eine Soldatenmütze, und in der ersten dunklen Nacht ging man an die Ausführung des Wagstücks.

Einzeln hatten sich die Kameraden mit so viel Mundvorrath, als sie eben aufbringen konnten, in die Nähe des Bootshauses geschlichen, und dort im Gebüsch versteckt.

Jack selbst setzte seine Militairmütze auf, nahm eine Flasche Branntwein, stark mit dem erbeuteten Opium versetzt, und schlich sich an den Wall zu dem ersten Posten, diesen leise anrufend und die Flasche emporhaltend. Der Mann, einen Kameraden vermuthend, der ihm eine dem Posten streng verbotene Herzstärkung bringen wollte, trank, war in kurzer Zeit betäubt, und nachdem Jack dessen Mantel und Gewehr an sich genommen, ging er

in dieser Verkleidung auf die zweite Wache zu, welcher er ebenfalls seine Flasche zeigte. Den arglos nach derselben Langenden betäubte er durch einen Faustschlag, knebelte ihn, und ging hierauf rasch auf das Wachhaus zu.

Dies war unbedingt die gewagteste Parthie des ganzen Plans, aber sie gelang!

Er betrat keck das Wachhaus, seine kurze Pfeife im Munde, die Mütze in's Gesicht gedrückt, und den erbeuteten Mantel über der Schulter. Die Soldaten, welche spielend um einen Tisch saßen, hielten ihn für einen der Ihrigen, und Jack trat zu ihnen, nahm das Licht vom Tische, als wolle er seine Pfeife anzünden, löschte es aber hierbei, wie durch ein Versehen, aus, und versprach murmelnd es sogleich wieder anzuzünden.

Aber in der Dunkelheit erfaßte er mit einem raschen Griffe die Schlüssel zum Bootshause, eilte zur Thür, welche er mit dem vorbereiteten Balken von Außen schloß, und eröffnete jetzt rasch das Bootshaus.

Dort schloß man, so schnell als möglich, ein Boot los, trug dasselbe zum Hafen, und ruderte auf gut Glück der Ausfahrt zu.

Er hätte hundertmal entdeckt, der ganze Plan

vereitelt werden können, aber Alles ging glücklich von Statten.

Zwar gab man, sobald man unweit der Ausfahrt der Flüchtlinge ansichtig wurde, Feuer auf sie, aber nur ein Mann wurde getödtet, die andern erreichten das Freie, und wurden nach mehreren Tagen, allerdings zwar halb verhungert, indessen noch lebend, von einem Holländer aufgefißt, der sie jedoch nicht verrieth, sondern wohlbehalten nach Batavia brachte.

Von dort aus gelangte Jack unangefochten nach England, welches er indessen natürlicher Weise bald wieder verließ.

Nie vielleicht war auf Norfolk eine Flucht kecker und glücklicher ausgeführt worden, und ebenso hat nie eine mehr Verwirrung und Tumult hervorgerufen, als eben diese.

Die Soldaten im Wachhause warteten fluchend eine Zeit lang auf die Rückkehr ihres ungeschickten Kameraden, als sie aber hierauf die Schüsse hörten, welche von der Hasenbatterie aus auf das fliehende Boot abgefeuert wurden, stürzten sie auf die Thür zu.

Sie fanden dieselbe verschlossen, und da die Fenster des Wachhauses stark vergittert waren, sahen sie sich eingeschlossen und gefangen.

Jetzt feuerten sie, um sich bemerkbar zu machen, ihre Flinten durch die Fenster ab, und durch dieses hastige Schießen verbreitete sich in der Stadt das Gerücht eines Militair-Aufstandes, welches kurz darauf noch verstärkt wurde durch den von der Hafensbatterie eingelaufenen Bericht, daß in dem fliehenden Boote ein Soldat gesehen worden sei, welches indessen in Wirklichkeit niemand Anderes war, als Jack in dem Mantel und der Mütze des von ihm überlisteten Soldaten.

Man blieb in der Stadt die ganze Nacht hindurch unter Waffen, und die zwei Schooner wurden sogleich in den Hafen signalisirt, um im Falle eines Aufstandes des Militairs, oder der Gefangenen, die treu gebliebene Mannschaft unterstützen zu können. Dies war abermals ein Glück für Jack und seine Fluchtgenossen, denn hätte man die beiden Fahrzeuge auf ihre Verfolgung ausgesendet, so möchten sie ihnen schwerlich entgangen sein.

Unter den Gefangenen auf Norfolk rief man sich alle Umstände jener Flucht in das Gedächtniß zurück, und Jack wurde wie ein Held verehrt.

Die Speculation bemächtigte sich sogleich des Gegenstandes, und nach einigen Tagen befand sich jeder Gefangene im Besiß von Jack's Portrait,

so wie von einzelnen Scenen seiner Flucht, welche kühne, aus der Phantasie entworfene Skizzen von einem Zeichner gefertigt worden waren, welcher, wegen Banknoten-Fälschung, Norfolks reine Luft einathmete.

Wir, nämlich Dick, Brown und ich, hatten zuerst die Hindernisse besprochen, welche der Flucht entgegenstanden, dann das glückliche Abenteuer des Helden Jack, und endlich kamen wir auf unser Vorhaben und den Weg, welchen wir zu unserer Befreiung einschlagen wollten.

„Mit einem Boote vom Hafen aus, à la Jack,“ sagte Dick, „gehts nicht. Sie halten jetzt doppelte Wache. Was glaubst Du, Bob, was zu thun ist.“

„„Wir müssen uns selbst ein Boot bauen, und auf demselben die Flucht versuchen,““ erwiderte ich.

„Kannst Du ein Boot zu Stande bringen, und wo willst Du Dein Werft aufschlagen?“

Ich mußte gestehen, daß ich weder das Eine könne, noch Rath für das Zweite zu schaffen wisse, denn in der That war mir kein Ort auf der ganzen Insel bekannt, welcher nicht von Aufsehern oder Soldaten durchstreift, oder, von Zeit zu Zeit, untersucht worden wäre.

Dick sah mich hierauf mit dem Ausdrücke großartiger Ueberlegenheit an, und sagte:

„Bob, mein gutes Kind, ich will Dich unter meine Flügel nehmen, und Dir alles Schlimme vergeben, was ich durch Dich bereits erlitten habe.“

Ich warf ihm ein, daß gerade das Gegentheil der Fall sei, und ich durch ihn in's Unglück und in die Gefangenschaft gerathen sei, aber er lächelte geringschätzig und sagte:

„Sei still, Kind, und unterbrich mich nicht. Vor Allem bemerke ich Dir nochmals, daß, wenn durch Dich nur eine Sylbe unseres Unternehmens verrathen wird, Du sterben mußt, und wenn Du Dich in die Tasche des Herrn Gouverneurs selbst verkriechen solltest!“

Ich machte eine ungeduldige Bewegung, aber Dick fuhr fort:

„Ich habe nicht nur Leute, welche ein Boot bauen, sondern auch ein vortreffliches Werst aufgefunden, ja dieses Boot ist bereits zur Hälfte fertig, und morgen sollst Du Alles sehen. Du wirst Dich bequemen, uns Hülfe zu leisten, und da Du einiges Geld erworben hast, so wirst Du natürlich dieses zu unserer Verfügung stellen, um noch etwa nöthiges Material zu beschaffen.“

Nachdem ich bereitwillig auf Alles eingegangen war, trennten wir uns, und am andern Morgen kehrte Dick wieder, um die mir bereits getroffenen Anstalten zu zeigen.

Wir waren, nach etwa einer Stunde, außerhalb des Bereiches der Ansiedelungen, und nachdem wir noch eben so lange durch Niederholz und Gesträuche gegangen waren, kamen wir in ein schönes, ziemlich breites Thal, durch welches sich ein starker Waldbach in mehrfachen Krümmungen dahinzog.

Ich hatte bisher nie so prachtvolle Norfolk-Tannen (*Pinus excelsa**) gesehen, als in jenem Thale und auf den beiden Bergabhängen, welche dasselbe einschlossen. Viele der Stämme hatten, bis zur ersten Blätterkrone, eine Höhe von hundert Fuß, mit entsprechendem Umfange, und die zahlreichen Farren, welche längs der Thalwände in

*) So hieß der Baum wenigstens noch vor elf Jahren, zu welcher Zeit ich in Valparaiso ein herrliches Exemplar sah. Aber da es die Pflanzen und die Käfer zu lieben scheinen, in ziemlich kurzen Zwischenräumen ihre Namen zu wechseln, und die Botaniker und Entomologen stets bereitwillig diesen Wünschen nachkommen, so weiß ich über die jetzige wissenschaftliche Benennung des Baumes keine bestimmte Auskunft zu geben, doch vermag ich zu berichten, daß die Norfolk-Insel die eigentliche Heimath desselben ist, und er nirgends so trefflich gedeiht, wie dort. B.

Gruppen wucherten, und zwischen welchen hier und da die glühende und funkelnde Blüthe irgend einer andern tropischen Pflanze hervorleuchtete, bildeten zusammen ein wundervolles Ganze.

Man konnte auf einige Augenblicke vergessen, daß alle diese Herrlichkeiten weiter Nichts waren, als die Wände eines Kerkers, aber auch nur auf einige kurze Augenblicke, und ich erinnere mich noch heute, daß ich jenes Mal mit einer Art von Haß auf jene wunderbar schöne Vegetation sah, welche höhnisch auf uns, der Freiheit Beraubte, zu blicken schien.

Wir waren Beide fast auf dem ganzen Wege stumm und schweigend neben einander fortgeschritten, und nur von Zeit zu Zeit blieb Dick stehen, um zu lauschen, ob er nicht irgendwo Tritte eines uns etwa Folgenden vernähme. Aber Alles blieb still. Endlich aber hörten wir das Rauschen eines Wasserfalles, und sahen wirklich, nachdem wir kurz darauf eine Krümmung der Thalwände umgangen hatten, den durch das Thal fließenden Bach sich von einer Felswand herabstürzen, und einen ziemlich breiten und lärmenden Fall bilden.

Gleichzeitig erblickten wir einen Mann, weiter abwärts, am Ufer des Baches stehen, welcher mit einer Schaufel im Wasser arbeitete und, wie es

schien, mit großer Aufmerksamkeit nach Etwas im Wasser zu suchen schien.

Ich machte Dick auf diese Person aufmerksam, aber dieser sagte:

„Es ist Brown, der falsche Fährte macht!“

Als wir an ihn gekommen waren, sah ich, daß er sich damit beschäftigte, aus den Kieseln des Wassers kleine runde Geschiebe, von der Größe einer Erbse, auszusuchen, von welchen er bereits eine gewisse Anzahl auf einer freien Stelle des Ufers liegen hatte.

Als ich ihm verwundert zusah, sagte er:

„Die Sache ist die: Unser Schiffswerft ist hier, ganz in der Nähe. Bis jetzt hat, so viel wir wissen und wie wir hoffen, noch Niemand unsere Gänge hierher ausgespürt. Geschähe aber das, so würde man uns sogleich beaufsichtigen, oder fragen, was wir hier zu schaffen hätten.“

„Dann sagen wir, daß wir uns verbunden hätten, diese kleinen runden Kiesel aufzusuchen und allerlei Industrie-Gegenstände aus denselben zu fertigen, und ich habe, um das zu beweisen, bereits mittels Drahtes einige Uhrketten aus denselben zusammengesetzt, und Dosen mit denselben belegt, Gegenstände, welche einen schlechten Vortheil beim Verkaufe abwerfen würden, welche aber

den Verdacht irgend eines andern Treibens von uns ablenken."

„„Gut ausgedacht,““ erwiderte ich, „„aber wo ist unser Zimmerplatz?““

Dick bedeutete mir jetzt, ihm zu folgen, warf seine Jacke ab und stieg in's Wasser, indem er aufwärts, und gerade auf den Wasserfall zuschritt.

„Bon hier an darf Niemand mehr unsere Spur erkennen können,“ sagte er.

Ich folgte ihm, indem wir bisweilen bis an die Knöchel, an anderen Stellen aber wohl auch wieder bis an den Gürtel im Wasser waten.

Als wir dicht an den Fall gekommen waren, stieg Dick an den Felsen, welche zu beiden Seiten kleine Vorsprünge bildeten, aufwärts, was trotz des schlüpfrigen, mit Moos bedeckten Gesteins nicht so schwierig war, als es den Anschein hatte, und in einer Höhe von vielleicht zwanzig Fuß machte er auf einer kleinen Plattform, auf welcher eben zwei Personen Platz finden konnten, Halt. Er half mir auf dieselbe, und sagte dann:

„Hörst Du Etwas?“

Ich horchte, aber ich vernahm Nichts als das Brausen des abwärts stürzenden Wassers. Nachdem ich ihm dies gesagt hatte, erwiderte er:

„Und dennoch arbeitet keine zwei Schritte von

uns ein Mann mit Art und Säge. Mache es wie ich!"

Mit diesen Worte faßte er eine Zacke des Gesteins, und schwang sich direkt gegen den Wasserfall, in welchem er sogleich verschwand.

Unwillkürlich blickte ich abwärts, denn es schien kaum anders möglich, als daß er wider die, hinter dem herabströmenden Wasser befindliche Felswand geprallt, und unten in das Wasserbecken gestürzt sein mußte.

Aber er blieb verschwunden.

Ich faßte jetzt wie er die Felsenkante und schwang mich wie er in den Wasserstrom.

Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als ich mich im andern Augenblicke in einer ziemlich geräumigen Höhle befand, deren Eingang durch den Wasserfall vollständig verdeckt war.

Neben mir stand Dick, welcher, so wie ich, ziemlich durchnäßt war, was aber unter jenem Klima wenig schadet, und drei oder vier Schritte tiefer stand ein dritter Mann, welcher offenbar an einem etwa zwanzig Fuß langen Boote gearbeitet hatte, das auf dem Boden der Höhle lag, und zur Hälfte fertig zu sein schien.

Dick stellte mir denselben vor:

„Mister Medlam, Seemann.“

Dieser Mister Redlaw war ursprünglich Steuer-
mann auf einem Rauffahrer gewesen, und wurde
einer Reihe von Betrügereien halber, welche er
an Bord verübt hatte, verurtheilt. Aber er war
im gegenwärtigen Augenblicke eine für uns un-
bezahlbare Person.

Nicht allein war er vollkommen erfahren in
der Schiffsbaukunst, sondern er war natürlich auch
überhaupt seefundig, und besand sich überdies noch
im Besitze eines kleinen Compasses und dreier
Seefarten, welche Australien und die Norfolk-
Insel darstellten.

Diese Schätze verwahrte er in einem doppel-
ten Boden seines Koffers, und hatte sie sich be-
reits in London, während seines Prozesses, zu
verschaffen gewußt.

„Die Herren, welche man in Gefängnissen auf
dem Lande verwahrt,“ sagte er, „und welchen
Mauern und eiserne Gitter den Weg zur Freiheit
versperren, müssen schon vorher, ehe man sie in
ihren Käfig bringt, auf eine geschickte Weise Feilen
bei sich verborgen tragen. Wir hingegen, deren
Gefängnißmauern die Wellen des Meeres sind,
müssen eben so schlau vorher uns die Mittel zu
verschaffen wissen, diese durchbrechen zu können.“

Dick und Brown waren bereits von unserem

Capitain, wie sie Nedlaw nannten, in so weit unterrichtet worden, daß sie selbstständig arbeiten konnten, und ich selbst erhielt ebenfalls sogleich Anweisung, mich vor der Hand, wenn gleich auf untergeordnete Weise, nützlich zu machen. Nedlaw gab mir nämlich einige Bretter, nach vorgelegtem Muster, zu schneiden, und eine Menge rostiger alter Nägel, welche ich zu reinigen und gerade zu klopfen hatte. Eine Arbeit, welche selbst ein Ungeübter wohl in einer Stunde zu Ende gebracht haben würde, wenn demselben halbwege gutes Werkzeug zu Gebote gestanden hätte, an welcher ich aber mehr als die sechsfache Zeit zubrachte, da es für die Gefangenen schwierig war, sich, ohne Verdacht zu erregen, das nöthige Werkzeug zu verschaffen, und uns in unseren Hütten nur das allerunentbehrlichste erlaubt war.

Dick und Nedlaw entfernten sich jetzt auf demselben Wege, auf welchem wir in die Höhle eingedrungen waren, und dies ging leichter von Statten, als man hätte glauben sollen, indem man vom Innern aus ziemlich deutlich die außerhalb der Höhle befindlichen Gegenstände durch das Wasser sehen konnte. Nach sechs Stunden sollte Dick wiederkehren und mich abholen, da man daran zweifelte, daß ich mir den Weg genau gemerkt.

Nachdem meine beiden würdigen Freunde verschwunden waren, begann ich sogleich die Höhle, oder vielleicht besser: die Grotte zu untersuchen.

Es war eine, wahrscheinlich durch vulkanische Einwirkung entstandene Spalte von zwanzig und etlichen Schritten Länge und, am Eingange, von etwa zehn Schritten Breite. Gegen das Ende zu verengte sich indessen die Grotte, und schloß endlich mit einer kaum handbreiten Kluft, welche sich wieder gegen das Innere des Felsens fortzusetzen schien, und aus welcher fortwährend ein schwacher Luftstrom drang, welcher indessen eher warm als kühl genannt werden konnte. Diese Erscheinung trug viel dazu bei, den Aufenthalt in der Grotte selbst höchst angenehm zu machen; denn das Wasser stürzte keineswegs so dicht an den Felsen des Eingangs herab, daß es, wie es von Außen gesehen den Anschein hatte, diesen vollkommen geschlossen hätte, sondern es waren an verschiedenen Stellen Zwischenräume, durch welche man Ausguck halten konnte, und welche, im Verein mit der durch die Kluft im Hintergrunde der Grotte einströmenden Luft, einen steten Wechsel der letztern unterhielten, so daß mehrere Personen ohne Beschwerde sich längere Zeit in derselben aufhalten konnten.

Die eine Wand der Grotte, an der Seite, an

welcher wir eindringen, stieg senkrecht an, die andere lehnte sich schief an die erste, so daß die Decke durch einen spitzen Winkel gebildet wurde, und der Boden der Grotte fiel ebenfalls etwas ab gegen die zweite schief stehende Wand, und war mit einem dunklen Geröll bedeckt, aus demselben Gestein entstanden, welches den Boden und die Wände der Grotte bildete. Es schien also in früheren Zeiten einmal die ganze Grotte mit Wasser erfüllt gewesen zu sein, obgleich ich mir nicht erklären konnte, warum unten im Bache nicht ein einziges der dunkelen Geschiebe zu finden war.

Das Licht in der Grotte selbst war milchweiß, und wirklich prachtvoll, wenn die Sonne eben außen auf den Wasserfall fiel, was ich aber erst später zu beobachten Gelegenheit hatte.

Der größte Vortheil aber, welchen diese Entdeckung Dick's, denn er war wirklich der Auffinder dieses Schlupfwinkels, für uns hatte, war ohne Zweifel der, daß man im Innern getrost laut sprechen, ja selbst mit der Art arbeiten konnte, ohne daß man von draußen das Mindeste vernahm, was wohl großentheils durch das Geräusch des Wasserfalles selbst bedingt war, vielleicht aber auch noch einen andern, uns nicht bekannten akustischen Grund hatte.

Nachdem ich alle diese Dinge, bei deren Beschreibung ich mich wohl zu lange aufgehalten habe, untersucht hatte, ging ich an die Arbeit, welche ich zur Zufriedenheit Dick's, der mich endlich abholte, beendigte, und von nun an arbeiteten wir täglich zwölf Stunden an diesem Werke unserer Befreiung, indem stets Zwei sich ablösten, während die beiden Anderen sich, so viel als möglich, vor den Aufsehern sehen ließen.

Während Redlaw angab, und die kunstreicheren Arbeiten über sich nahm, besorgten Brown und ich die gröbereren, und Dick machte sich vorzugsweise dadurch nützlich, daß er nöthige Gegenstände zum Baue des Bootes, deren Anschaffung entweder für unsere geringen Mittel zu kostspielig waren, oder deren Ankauf Verdacht hätte erwecken können, stahl.

Er hatte sich im Gefängnisse der Stadt, in welchem er seiner ersten Diebstähle halber saß, bedeutend ausgebildet, und durch den dortigen Umgang mit erfahrenen und gelehrten Collegen bedeutende Kenntnisse erworben.

Nach etwa drei Monaten, von der Zeit an, in welcher ich zum ersten Male die Grotte betreten hatte, war das Boot fertig, und eben so ein kleines Segel und vier Ruder.

Merkwürdiger Weise war während dieser ganzen Zeit nur ein einziger Aufseher in die Nähe des Wasserfalles gekommen, aber er ging harmlos vorüber, wie Brown, welcher sich eben in der Höhle befand, bemerkte, und da wir unsere Spuren sorgfältig verbargen, schöpfte er keinen Verdacht.

Ich wurde jetzt mit einem zweiten Schlupfwinkel bekannt gemacht, nämlich mit einer kleinen, fast gänzlich mit Gesträuch bedeckten Bucht an der Küste, von welcher aus es möglich war, zur Zeit der Fluth in die See zu gelangen. Dorthin schafften wir unsere mühsam zusammengesparten Mundvorräthe, ein Fäßchen mit Wasser, und ein zweites, kleines, von Nedlaw gefertigtes, welches den Brauntwein enthielt, den zu erwerben uns fast die meiste Mühe machte.

Dann brachten wir das Segel und die Ruder dorthin, und die darauf folgende Nacht war zur Ausführung unseres Vorhabens bestimmt.

Aber die größte Schwierigkeit bestand jetzt darin, das Boot aus der Grotte in die etwa eine halbe Stunde weit entfernte Bucht zu schaffen.

Jack hatte, mit unerhörter Frechheit, ein leichtes Tau gestohlen, und wir begannen, nach neun Uhr des Abends, mit Hülfe desselben das Boot aus der Grotte hinab in den Bach zu bringen. Dies

gelang uns so ausgezeichnet und in verhältnißmäßig so kurzer Zeit, daß wir laut aufjubelten, im Walde aber traten uns solche Schwierigkeiten entgegen, daß wir gegen ein Uhr in der Nacht uns einmüthig gestanden, daß Keiner mehr im Stande sei, ein Glied zu rühren.

Da wir ohnedies noch bestimmt drei Stunden bedurft hätten, um das Boot in die Bucht zu bringen, und bis dorthin sowohl die Fluthzeit vorüber, als auch das Grauen des Morgens im Anzuge gewesen wäre, so mußten wir uns wohl oder übel entschließen, auf gut Glück das Boot stehen zu lassen, und uns, um keinen oder möglichst wenig Verdacht zu erregen, nach unseren Hütten zu verfügen.

Wir führten diesen Entschluß aus, und trotz der gewaltigen Aufregung, in welcher ich mich befand, sank ich dennoch in einen todtenähnlichen Schlaf, sobald ich mein Lager erreicht hatte, und schlief, ohne mich entkleidet zu haben, bis in den späten Morgen.

Als wir am andern Abend um neun Uhr uns wieder bei unserm Boote zusammengefunden hatten, fühlte wohl Jeder, daß wir jetzt einer doppelten Gefahr entgegengingen.

Man konnte das Boot während des Tages

entdeckt, und uns umstellt haben. Aber jetzt waren derlei Bedenken zu spät, wir machten uns entschlossen an unsere Arbeit, und waren bis Mitternacht an der Bucht.

Nach einigen vergeblichen Bemühungen gelang es uns, das Boot in's Wasser zu schaffen; wir brachten unsere Vorräthe an Bord, und jetzt sagte Redlaw, dessen Befehlen wir uns unbedingt unterworfen hatten:

„Wir haben auf Nichts zu warten, also vorwärts, und laßt uns diese verfluchte Insel so bald als möglich verlassen. Das Wachboot, das heißt der Schooner, kann zwar jeden Augenblick draußen vorüberkommen, aber da die Zeit, wenn dieses geschehen wird, unbestimmt ist, so kann er später so gut als jetzt vorüberfahren. Lichten wir also die Anker!“

Das Letzte war eine poetische Redensart, indem wir keine Spur eines Ankers an Bord hatten, aber wir griffen zu unseren Rudern, und gingen langsam, und so still als möglich aus der Bucht. Nachdem wir uns unter den Schlingkräutern und dem überhängenden Gesträuche so gut als möglich durchgearbeitet hatten, kamen wir in ein kleines Becken, von welchem aus wir schon den Anblick der See hatten, und dort hielten wir an,

indem wir mit unseren Rudern nur so viel gegen die Fluth ankämpften, um nicht zurückgetrieben zu werden.

Ewig unvergeßlich sind mir jene Augenblicke, welche wir dort mit pochenden Herzen, lauschend und spähend, so wie erfüllt von Furcht und Hoffnung, zubrachten.

Die Nacht war, trotz dem daß keine Wolken am Himmel standen, dennoch ziemlich dunkel, weil ein leichter Nebel sich auf See und Küste gesenkt hatte, durch welchen das Sternenlicht gedämpft wurde, und die steilen Felswände, welche die Küste bildeten, schienen hoch oben mit dem dunklen Nachthimmel zusammengeschmolzen.

Die langen, weißen Wellenmauern, welche die See von draußen herein gegen die felsige Küste sendete, kamen mit dumpfem Brausen herangezogen, und verstürzten entweder in sich selbst, ehe sie die Felsen erreichten, oder sie brachen sich donnernd an diesen, hoch auf sie mit weißem Gischt bespritzend.

Dabei erklang bisweilen ein leiser, fast klagernder Ton, vom Lande hinter uns ausgehend und, wie es schien, über die tosende Brandung hinwegfliegend, hinaus in die endlose See.

Wir wußten wohl, daß es der leichte Nachtwind war, der sich kurz vorher erhoben und wel-

her jetzt durch die riesigen Kronen der Norfolk-Tannen zog, aber — es schien uns Allen zu grauen, und unwillkürlich blickten wir aufwärts, wenn das unheimliche Aechzen über unseren Häuptern ertönte.

Es ist mir bisweilen begegnet, und wohl mag es auch Anderen so ergangen sein, daß ich eben in wichtigen Momenten, wo der Augenblick meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch hätte nehmen sollen, dennoch kaum im Stande war, dies zu thun, sondern an andere Dinge dachte, ja unwillkürlich denken mußte.

Ich war von meiner Hütte geschieden, ohne das mindeste Gefühl von Bedauern. Jetzt erinnerte ich mich derselben mit einer gewissen Anhänglichkeit, und alle die Mühe, die ich auf ihre Ausschmückung verwendet, um mir den Aufenthalt in derselben angenehm zu machen, und die Sorge, die ich auf mein Feld verwendet, stand lebhaft vor meinen Augen.

Fast schalt ich mich undankbar, daß ich so theilnahmlos geschieden von diesen Stellen, die mir immerhin ein wenig lieb geworden durch die Sorge, welche ich für sie getragen, ehe der Gedanke der Flucht in mir erregt worden.

Mit ähnlichen Gedanken erinnerte ich mich

der Grotte, in welcher wir das Werkzeug unserer Flucht gebaut.

Dann drangen gewaltsame Erinnerungen aus der Heimath, und aus meiner Kinder- und Jugendzeit auf mich ein, Erinnerungen, welche ich früher häufig genug aus meinem Gedächtniß verbannen mußte, um nicht in Verzweiflung zu gerathen.

Aber aus allem diesen unzeitigen Brüten wurde ich durch Redlaw gerissen, welcher uns mit gedämpfter Stimme zurief:

„Setzt hart an! Wir müssen's wagen.“

Wir legten uns wacker in unsere Ruder, und Redlaw half mit, obschon er gleichzeitig das Steuer mit einer Hand regierte, und wir kamen rasch aus der Bucht hinaus in die See.

Nie vorher hatte ich, auf einem Boote, gegen die Fluth gekämpft, und ich glaubte sicher, als die ersten, mächtigen Wogenmauern gegen uns heranstürmten, daß unser Boot von denselben verschlungen werden müsse.

Allein ich bemerkte bald, daß die Sache nicht so gefährlich ist, als es den Anschein hat, wenn das Fahrzeug gut geleitet wird.

Noch auf Ruderlänge von uns entfernt, steht drohend die Wellenwand vor uns, aber im andern Augenblicke werden wir bereits von ihr getragen,

und rudern feck der zweiten entgegen, während die erste kaum eine Mütze voll Wasser in unser Boot geschleudert.

So ging es uns auch in jener Nacht.

Wir hielten scharf an auf die Fluthen, welche uns dann geduldig auf ihrem Rücken trugen, und als sie immer schwächer und schwächer geworden, und nur fast noch mit der Dünung zu vergleichen, lag auch Norfolk nur noch in dunklen, undeutlichen Umrissen hinter uns.

Aber der Schooner halber, welche wohl auch weiter außen in See zu kreuzen pflegten, durften wir noch nicht wagen unser Segel aufzustecken, sondern mußten mit Hülfe der Ruder das Weite suchen.

Ein glücklicher Zufall aber beschäftigte ohne Zweifel beide Schiffe an einer andern Seite der Insel, wenigstens bekamen wir Nichts von ihnen zu sehen, und was noch besser war, sie Nichts von uns. Als der Tag angebrochen, steckte Redlaw das Segel auf, und während Dick und ich uns im Boote ausstreckten, um zu ruhen, unterwies er Brown im Steuern, um später ebenfalls der Ruhe pflegen zu können.

Im Verlaufe des Tages theilte uns hierauf Redlaw seinen Plan mit.

So sonderbar es auch klingen mag, keiner

von uns drei Anderen hatte bisher sich Rechenschaft gegeben über das Wohin. Instinktartig strebten wir fort zu kommen, und nachdem ein Seemann die Leitung der Flucht übernommen hatte, räumten wir ihm geduldig auch das Recht ein, für uns zu denken, ohne Zweifel, weil wir fühlen mochten, daß er in dieser Angelegenheit bessere Gedanken haben werde, als wir.

Diese Gedanken theilte er uns also etwa folgendergestalt mit:

„Es ist möglich,“ sagte er, indem er höchst gemüthlich sein Primchen behandelte, „es ist möglich, daß ein Boot wie unseres, welches, wie Ihr seht, vollkommen seetüchtig ist, selbst über den ganzen großen Ocean gelangen kann. Indessen ist dies nicht wahrscheinlich, und in hundert Fällen werden neunundneunzig schlimm ablaufen.“

Aber es ist viel eher möglich, daß wir einen Weg von etwa siebenhundert Seemeilen zurücklegen, denn so weit ist es von jener verfluchten Insel bis an die Küste von Australien.

Wir können, wenn wir Glück, gute Gelegenheit*) und wenig schlimmes Wetter**) haben, in zwanzig bis vierundzwanzig Tagen dort sein.

*) Günstigen Wind.

**) In's Landrattische übersetzt: Sturm.

Bei vollen Rationen reicht unser Vorrath auf zwölf Tage, bei halben also auf vierundzwanzig, und ich schlage deshalb vor, daß wir schon von heute an mit diesen halben Rationen beginnen, denn auf diese Weise haben wir wenigstens eine entfernte Möglichkeit vor uns, Australien zu erreichen.

Bekommen wir aber contraire Gelegenheit, oder andere Teufeleien, so sind wir verloren, das heißt wir verhungern, oder ertrinken.

Aus diesem Grunde schlage ich weiter vor, wenn wir ein Segel sehen, uns demselben so weit zu nähern, bis wir dasselbe erkennen können.

Ein Kriegsschiff erkennt man aus weitester Ferne, und einem solchen weichen wir aus, es mag einer Nation angehören, welcher es wolle, und ein solches verfolgt uns auch nicht, sind wir einmal ein paar Hundert Meilen von Norfolk entfernt.

Aber auf einen Kauffahrer halten wir zu, er mag ebenfalls eine Flagge führen, welche er wolle, denn kein Kauffahrer ändert seinen Cours, um ein paar arme Teufel wieder in die Gefangenschaft abzuliefern.

Wenigstens aber riskiren wir, nimmt uns ein solches Schiff auf, weniger zu verhungern, als

wenn wir auf dem Wasser bummeln, während die Gefahr, abgefaßt und ausgeliefert zu werden, gleich mit jener ist, wenn wir glücklich Australien erreichen.“

Dies schien uns Allen klar und verständig gesprochen, und wir erwiederten ihm einstimmig, daß wir vollkommen seiner Meinung wären.

Wir waren von der westlichen Küste der Insel aus in See gegangen, und da wir vorläufig nach Australien wollten, war auch unser Kurs ein direkt westlicher. Wir hatten das Glück, diesen Kurs mit vollem Winde sechs Tage lang halten zu können, und Redlaw, welcher während der ganzen Dauer unserer Fahrt eine Wahrscheinlichkeitsrechnung mit dem Loog angestellt hatte, sagte am sechsten Tage des Abends: „Wenn wir noch zwölf Tage solches Wetter haben, so sind wir bis dorthin in Australien, vielleicht noch eher.“

Unsere ganze Gesellschaft war heiter und guter Dinge, und Alle, mit Ausnahme meiner Weinigheit, erzählten abwechselnd ihre Heldenthaten, ausgeübt in ihrem Berufe, der Gaunerei.

Im Grunde genommen, war das Sortiment von Spitzbuben, welche jenes Mal in einer zerbrechlichen Nußschale auf dem Ocean schwammen, nicht übel. Unstreitig der größte Schuft in der

Wirklichkeit war Redlaw, und die Branche, welche er sich erwählt hatte, war Betrug und Unterschlagung. Es waren, wie er selbst erzählte, eine Menge Unschuldiger durch ihn in's Unglück gekommen, ehe man ihm selbst auf die Spur kam, und er schien hierüber großes Vergnügen zu empfinden.

Mein theurer Vetter Dick schien ihm, was den guten Willen betrifft, zunächst zu stehen. Sein Geschäft war der reine und angewendete Diebstahl, und er hatte, wie wir wissen, dieses Fach der Gaunerei schon von früher Jugend an mit Liebe und Talent betrieben. Aber dennoch war er noch nicht so groß geworden wie Redlaw, der übrigens auch schon älter war, und längere Jahre gearbeitet hatte. Dick schien sich deshalb zu ärgern und zu schämen, und ich habe die Ueberzeugung, daß die Hälfte der Diebereien, welche er uns zum Besten gab, erfunden war.

Brown schien der Letzte unter den Dreien. Er war offenbar von Natur aus nicht schlimm, aber er hatte eine schlechte Erziehung erhalten, und nachdem er im Sähzorn einen Menschen erschlagen, und verurtheilt worden war, hatte die Gesellschaft der Verbrecher, in welcher er sein

Leben zubringen mußte, nicht dazu beigetragen, seine Grundsätze zu verbessern.

Was mich betrifft, so sollte ich am nächsten Tage meine Erlebnisse zum Besten geben; denn Redlaw sowohl wie Brown glaubten keineswegs an meine Unschuld.

Aber der Morgen des siebenten Tages brach trübe und nebelig an, und nachdem sich der Nebel einigermassen verzogen hatte, sahen wir den Himmel dicht mit Wolken bedeckt, und nach kurzer Zeit sprang auch der Wind um, so daß wir laviren mußten, um unsern Kurs zu halten.

Niemand dachte jetzt mehr an das Erzählen von Geschichten, denn wir hatten vollauf zu thun, um den Befehlen Redlaw's Folge zu leisten. Gegen Mittag aber wurden wir in die heftigste Aufregung versetzt, indem wir in einiger Entfernung ein Schiff mit vollen Segeln erblickten. Leider aber erkannten wir dasselbe alsbald als eine englische Kriegsfregatte, welche indeß, da wir uns so viel als möglich von ihrem Kurs entfernt hielten, uns nicht beachtete, und bald außer Sicht war.

Redlaw blickte nach der Richtung hin, in welcher das Schiff verschwunden war, und sagte:

„Ich wollte, es wäre ein Kauffahrer gewesen, denn ich fürchte, daß wir bald Sehnsucht nach

einem größern Fahrzeuge bekommen, als dieses Dings da;" und als die Nacht herbeigekommen war, zeigte es sich, daß er vollkommen recht hatte.

Aber ich will Sie jetzt nicht mit der Schilderung unserer Fahrt langweilen, da Sie Aehnliches wohl schon oft genug gehört und gelesen in den Abenteuern Schiffbrüchiger.

Es mag genügen, zu berichten, daß wir fünf Tage schlimmes, ja stürmisches Wetter hatten, Tag und Nacht mit den Rudern gegen die andringenden Wellen ankämpfen, oder das Wasser aus unserem Boote schöpfen mußten, und als am sechsten Tage, also am zwölften unserer Reise, sich die See einigermaßen beruhigt und der Wind nachgelassen, hatten wir natürlich keine entfernte Idee mehr, wo wir uns eigentlich befanden.

Indessen hoffte Nedlaw immer noch Australien zu erreichen, denn eine andere Richtung als eine westliche war überhaupt von uns nicht einzuschlagen; wir setzten also unsere Segel wieder auf, und hielten so viel als möglich unsern alten Kurs.

Nach drei weiteren Tagen bemerkten wir abermals ein Segel, diesmal einen Kauffahrer, aber er beachtete uns nicht und verschwand, wie er ge-

kommen, und derselbe Fall fand am folgenden Tage statt.

Ich will jetzt eines Vorfalles erwähnen, welcher uns am achtzehnten Tage unserer Flucht begegnete, und welcher uns Allen jenes Mal genug Furcht und Schrecken einjagte.

Wir lagen gegen Abend ermattet und muthlos in unserem Boote, denn obgleich wir noch Proviant auf mehrere Tage hatten, so begriffen wir doch Alle nur zu wohl, daß wir mit demselben die Küste von Australien nicht erreichen würden, und unsere einzige Hoffnung war daher ein Schiff, welchem wir nahe genug kommen konnten, um von demselben bemerkt zu werden.

Die Sonne war eben im Untergehen, und ein dichter Nebel hatte sich ringsum auf die See gelegt.

Plötzlich schienen auf unserer Seeseite die weißen und von der Sonne hier und da röthlich gefärbten Nebelwolken in eine wallende Bewegung zu gerathen, dann schienen sie sich zu theilen, und aus ihnen hervor trat ein Schiff, welches, entgegengesetzten Curs von uns haltend, scheinbar nicht ganz eine halbe Meile weit entfernt, ruhig bei uns vorübersegelte. Wir konnten deutlich sehen, daß es eine Barke war, welche

ziemlich viele Segel aufgesetzt hatte, aber diese Segel blähte ein entgegengesetzter Wind als der, vor welchem wir dahinfuhren, und zugleich schien das fremde Schiff über dem Meere zu schweben, und sich nicht in demselben fortzubewegen.

Die Farbe des ganzen Schiffes war eine grauweiße, indessen deutlich vom Nebel unterschieden, und während wir genau fast alle Theile des Tafelwerkes zu unterscheiden im Stande waren, konnte Keiner von uns die Wellen desselben umspülen, und ihr Aufspritzen am Bugspriet sehen.

Die ganze Erscheinung mochte vier bis fünf Minuten gedauert haben, und während dieser Zeit starrten wir sprachlos und entsetzt nach derselben hin, denn daß wir kein wirkliches Schiff vor uns hatten, war uns Allen klar.

Als das gespenstige Schiff verschwunden war, wie es gekommen, blickte Einer von uns den Andern an, und noch heute sind mir die buchstäblich aschenfarbenen und verzerrten Züge Dick's in Erinnerung, welcher vor Schrecken dem Tode nahe zu sein schien.

Ich fragte endlich Redlaw, was das gewesen sei, aber er erwiederte kurz:

„Weiß nicht,“

und weiter wurde über die Sache kein Wort gesprochen.

Erst mehrere Jahre später hatte ich Gelegenheit, in der Algodon-Bai eine ähnliche Erscheinung zu beobachten, wengleich nicht von einem segelnden Schiffe, und erst dort kam ich zu der Ueberzeugung, daß uns jenes Mal eine Luftspiegelung geschreckt hatte.

Nach zwei weiteren Tagen kam uns abermals ein Segel in Sicht, welches diesmal ein wirkliches, und zwar, wie es den Anschein hatte, ein Rauffahrer war.

Wir schwenkten unsere Hüte und Tücher, und waren endlich so glücklich bemerkt zu werden. Das Schiff legte bei, und wir stiegen nach kurzer Zeit an Bord.

Wir hatten vorher kurzen Rath gehalten, für was wir uns ausgeben wollten, und Nedlaw, welcher alsbald das Schiff für einen Nordamerikaner erkannt hatte, sagte:

„Die Bursche sind so klug wie wir. Lügen hilft nicht. Sagen wir also die Wahrheit, und der Student soll das Wort führen. Er schwagt am Besten.

Als wir daher an Bord gekommen waren, trat ich vor, und bat den Capitain, mir zu erlau-

ben, in Gegenwart meiner Gefährten, ihm einige Worte sagen zu dürfen, und nachdem er seine Leute einige Schritte hatte zurücktreten lassen, sagte ich ihm kurz, daß wir Flüchtlinge von der Norfolk's-Insel seien, und ihn um seinen Schutz bäten.

Der Capitain, welcher in Hemdärmeln, den unvermeidlichen runden Hut auf dem Kopfe, und eine Cigarre im Munde, vor uns stand, und noch keine seiner Hände aus den Taschen seiner Beinkleider gebracht hatte, hörte mich schweigend, und ohne eine Miene zu verziehen, an, und da mittlerweile die Matrosen unser Boot an Bord gehißt hatten, trat er immer noch schweigend an dasselbe heran, betrachtete es von allen Seiten, ging hierauf an seinen frühern Platz zurück, und nahm, indem er ein Auge zudrückte, und seine Cigarre mit Hülfe der Lippen von einem Mundwinkel in den andern schob, jetzt auch genauere Ansicht von uns selbst.

Hierauf blickte er mich an und sagte:

„Weiter!“

Ich erwiederte, daß ich Alles gesagt, und Nichts mehr beizufügen habe.

„Boot selbst gebaut?“ sagte er jetzt.

Ich zeigte schweigend auf Redlaw.

„Ihr seid also,“ fuhr er jetzt mit lauter Stimme fort, „geborene Engländer, welche auf einem holländischen Kauffahrer Dienst genommen, und Euer Schiff verloren habt?“*)

Ich sah ihn verblüfft an, aber Nedlaw drehte seine Mütze in den Händen, verneigte sich tief und sagte:

„„Ja, Capitain, so steht es, und wenn's Euch acceptabel wäre, so möchten wir wohl um die Nation bei Euch dienen, bis zum nächsten Hafen, wo Ihr hinfahren thut, Capitain.““

Der Capitain nickte mit dem Kopfe und sagte: „Baldivia.“

Die Sache war abgemacht. Zwar wußten alle Matrosen sehr gut, wer wir waren und wo wir herkamen, denn sie standen, als ich dem Capitain meine Erklärung machte, nicht weit genug entfernt, um nicht Einiges aufzufchnappen, und das Uebrige hierauf zu errathen, aber sie konnten jetzt, im Falle der Noth, Alle bezeugen, daß der Capitain uns als Matrosen des verloren gegangenen holländischen Schiffes gedungen hatte, mehr wollte er nicht.

Was die Matrosen selbst betrifft, so hatten sie

*) Schiffbruch gelitten.

durch unser Kommen an Bord weniger Arbeit, und gleichen Lohn, wir waren ihnen also höchst willkommen, und sie zeigten uns willfährig alle Vortheile, deren wir bedürftig waren, um unsern Dienst zu versehen. Wir erfuhren eben so durch sie, daß wir etwa, denn genau weiß, außer Capitain und Steuerleuten, kaum Jemand an Bord die Länge und Breite, von Australien noch zweihundert Meilen entfernt gewesen sein mochten, als wir an Bord kamen.

Unsere Reise ging rasch und glücklich von Statten, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit liefen wir in die Bai von Corral, den Hafen von Valdivia, ein.

Redlaw und Brown traten dort als wirkliche Matrosen bei dem Nordamerikaner ein, da drei der seinigen von Bord geflohen waren. Dick und ich aber gingen an's Land, um dort irgend eine Unterkunft zu finden.

Als ich, aufrichtig dankend, vom Capitain Abschied genommen hatte, sagte er zu mir:

„Kann Euch nicht brauchen, Ihr seid ein Schreiber, aber kein Seemann. Aber macht Euch an Land baldmöglichst von dem Schufte, dem Dick, los, sonst kommt Ihr Beide an den Galgen. Adieu!“

Mit schwerem Herzen ging ich von Bord, und Dick, welcher neben mir her lief, schluchzte auf erbärmliche Weise; nachdem wir aber in eine kleine Kneipe gekommen waren, welche ohnweit des Hafens lag, und also von Bord aus nicht mehr gesehen werden konnten, schnitt er eine Grimasse, und zog einen Beutel hervor, welcher ziemlich mit Gold und Silbergeld gefüllt war. Er aß und trank hierauf in ziemlicher Hast, und gab mir alsdann zehn Thaler, indem er sagte:

„Nimm das, gutes Kind, und schreibe unverzüglich nach Hause, an Deinen wackern Vater, um Geld. Du giebst mir dann dieses kleine Anlehen zurück. Fragen aber die Einfaltspinsel an Bord nach mir, so sage ihnen die Wahrheit, nämlich, daß Du nicht wüßtest, wo ich hingegangen sei.“

Ich mußte, da ich keinen Heller in der Tasche hatte, das Geld wohl nehmen, obgleich ich begriff, daß er es an Bord gestohlen haben mußte, und Dick entfernte sich hierauf, ohne daß ich die Richtung, welche er einschlug, wahrnahm.

Ohne Zweifel aber bemerkte man seinen Diebstahl nicht, so lange das Schiff im Hafen lag, denn Niemand kam, sich nach ihm zu erkundigen, oder ihn zur Rechenschaft ziehen zu wollen.

Des andern Tages ging ich nach Baldivia, um Arbeit zu suchen.

Arbeit! Ich fragte mich freilich selbst, was ich gelernt habe, um es hier verwerthen zu können, denn daß man mein Lateinisch nicht brauchen könne, war mir klar, obgleich ich nicht einmal wußte, daß man unser Englisch=Lateinisch nirgends in der Welt versteht, als wieder nur in England selbst. Meine zur Zeit meiner Studien in Dublin erworbenen juristischen Kenntnisse aber wären, wie in England selbst, ohne Nutzen gewesen, geschweige denn in einem andern Lande.

Wollte ich aber nicht verhungern, so mußte ich arbeiten.

Es ging mir hart in jener ersten Zeit, sehr hart, und obgleich ich mich für einen Landwirth ausgab, der, um Grundstücke anzukaufen, nach Chile gezogen und schiffbrüchig geworden, so wollte mich doch Niemand als Aufseher oder Verwalter annehmen, und vielleicht zum Theil schon aus dem Grunde, weil unter Dreien kaum Einer, dem ich meine Bitte vortrug, mein schlechtes Spanisch verstand.

Die erste Arbeit, welche ich indessen fast halb mit Gewalt erringen mußte, war Holzspalten.

Ich sah nämlich vor verschiedenen Häusern

Baldivias mehr oder minder starke Baumstämme liegen, und erfuhr, daß man von denselben, statt den ganzen Stamm klein zu machen, täglich mühsam so viel abhieb, als man eben bedurfte. Ich erbot mich, den ganzen Stamm zu spalten, und nachdem ich, ohne Zweifel, weil man mich nicht verstand, oder den Zweck meines Anerbietens nicht recht einsah, an verschiedenen Orten abgewiesen worden war, gelang es mir endlich dennoch durchzudringen.

Man gab mir eine Art und eine Säge, und ich hatte den ganzen Stamm in verhältnißmäßig kurzer Zeit in kleine Scheitchen gebracht.

Zuschauer fehlten nicht bei dieser meiner ungewöhnlichen Arbeit, und viele derselben glaubten sehr wahrscheinlich, daß man nach Spaltung des ganzen Stammes aus irgend einem Grunde ein großes Feuer entzünden werde. Als ich aber später das klein gemachte Holz in's Haus trug, und die Bewohner fanden, daß es äußerst bequem sei, den nöthigen Holzbedarf täglich schon zugerichtet zu finden, vergrößerte sich meine Kundschaft, und da die Chilenen, gleich allen südlichen Völkern, anhaltende Arbeit nicht besonders lieben, auf der andern Seite aber billig denken, so wurde

ich nicht schlecht bezahlt, und durfte wenigstens für das Erste nicht hungern.

Jetzt schrieb ich auch an meinen Vater, theilte ihm alles bisher Erzählte mit, und bat um seinen Rath und um Geld.

Nach Verlauf von einigen Monaten, als bereits sicher die Hälfte der Baumstämme in Valdivia gespalten waren, war ich so glücklich, auf einer Hacienda eine Aufseherstelle zu erhalten. Niemand, der sich nicht in einer ähnlichen Lage befunden hat, begreift die Gefühle von Behaglichkeit und Glück, welche ich empfand, als ich mich wieder in einer halbwege anständigen Wohnung sah, und nicht täglich, mit Art und Säge auf dem Rücken, Arbeit suchen durfte.

Da ich aber nun arbeiten gelernt hatte, so faßte ich, in meinem neuen Berufe, wacker mit an, und als der Herr der Hacienda, welcher in Valdivia wohnte, und nur selten diese seine Besitzung besuchte, zum ersten Male nachzusehen kam, war er entzückt, erhöhte sogleich meinen Gehalt, und versprach mir, für mich zu sorgen, wenn ich auch in der Folge Alles in so trefflichem Stande halten würde.

Ich war unendlich glücklich, denn ich fühlte, daß ich allein meinem Fleiße und meiner Thätig-

keit die Verbesserung meiner Lage verdankte, und gelobte mir selbst, auf der betretenen Bahn fortzuschreiten.

Da die Hacienda im Walde ohnfern des Flusses lag, der auch bei Valdivia vorüberströmt, so machte ich meinem Herrn den Vorschlag, eine Sägemühle zu errichten, und auf diese Weise, indem man Holz fällt, vortheilhaft Boden zu gewinnen, anstatt, wie es bisher häufig geschah, den Wald zu diesem Zwecke abzubrennen.

Mein Vorschlag wurde begierig aufgegriffen, und ich sollte in einigen Tagen nach Valdivia reiten, um dort mit dem Herrn und einem im Mühlenbau erfahrenen Deutschen das Nöthige einzuleiten.

Ich hatte mich am Abende vor dem zur Reise nach Valdivia bestimmten Tage zeitig zur Ruhe gelegt, und mochte bereits einige Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich durch ein ungewöhnliches Geräusch erweckt wurde.

Das Haus, in welchem ich wohnte, hatte nur ein Erdgeschosß und auf diesem einen leicht aus Fachwerk erbauten ersten Stock. Ich schlief in diesem, und hatte unbesorgt die Fenster offen gelassen; als ich aber in jener Nacht erwachte, sah ich, wie sich eben eine dunkle Gestalt über die

Brüstung des Fensters hob, und leise, fast unhörbar, in's Zimmer glitt.

Im andern Augenblick hatte ich meine Flinte von der Wand gerissen, war aus dem Bette gesprungen, und rief in spanischer Sprache: „Steh', oder ich schieße!“

Aber mein nächtlicher Besuch antwortete Englisch, und sagte leise:

„„Sei still, Bob, und verstecke mich, sonst bin ich verloren.““

Es war Dick, ich kannte ihn sogleich an der Sprache, und ich glaube, wenn der Teufel vor mir gestanden, wäre ich nicht so entsetzt gewesen, als über Dick's Erscheinen.

Ich hatte rasch ein Licht angezündet, und jetzt verdoppelte sich mein Schrecken, als ich ihn genauer betrachtete.

Er stand keuchend, beschmutzt, blutig, allenthalben zerzaust und abgerissen vor mir, und dabei trugen seine Züge den deutlichsten Ausdruck von Wuth und Verzweiflung, gemischt mit Angst und Schrecken.

Aber nur einen Augenblick hatte ich Zeit, diese Beobachtung zu machen, denn Dick löschte sogleich mein Licht aus, und sagte:

„Willst Du sie auf meine Spur lenken? Verstecke mich; ich will Dir später Alles sagen.“

In diesem Augenblick hörte ich Hufschläge, welche sich rasch näherten, und da es keinem Zweifel unterlag, daß diese Reiter die waren, welche Dich suchten, so öffnete ich eine Kammer, welche sich neben meinem Schlafzimmer befand, und bedeutete ihn, unter einen Haufen Erbsenbüschel zu kriechen, welche ich dort hatte aufschichten lassen. Die chilenischen Häuser bieten wenig Verstecke, und es war in der That kein anderer Ort vorhanden, ihn in der Eile zu verbergen; denn meine Zimmerthür führte auf einen freien Balcon, und unter mir schliefen einige Knechte.

Dich schlüpfte sogleich unter das Erbsenstroh, auf welches ich in der Eile einige, in einer Ecke lehrende Ackergeräthe warf, und mich dann wieder zu Bette legte. Daß er eine Teufelei verübt haben mußte, war mir allerdings klar; aber — am Ende hätte ein Anderer eben so gehandelt wie ich!

Nach einer Minute hielten die Reiter am Hause und forderten Einlaß. Es waren Polizeisoldaten, und man mußte ihnen Folge leisten. Ich rief daher den unter mir wohnenden Knechten zu, zu öffnen, und sah mittlerweile, wie vier der Berit-

tenen von Außen das Haus bewachten, während zwei eintraten. Da, wie bereits gesagt, sich in dergleichen chilenischen Wohnungen nur wenig Schlupfwinkel befinden, so war die Durchsuchung im Schlafgemach der Knechte bald beendigt, und die zwei Häfcher traten hierauf bei mir ein.

Sie eröffneten mir, daß sie einen Dieb, welcher längere Zeit ihre Wachsamkeit getäuscht habe, eingefangen hätten, derselbe aber ihnen, nicht weit von hier, entkommen sei. Er müsse sich hier befinden, denn sie seien ihm dicht auf den Fersen gewesen, und eine weitere Flucht sei unmöglich.

Es war allerdings aber auch fast unmöglich, daß sie ihn nicht finden sollten; dennoch aber erwiderte ich ihnen, daß mir Nichts bekannt sei von einem Flüchtlinge, daß sie aber suchen möchten.

Ein Wink nach der Kammer hin hätte mich aus aller Verlegenheit gebracht; aber ich gab kein verrätherisches Zeichen und ließ sie suchen.

Alles, was sie in meinem Zimmer vornahmen, war, daß sie unter meine Bettstelle blickten und sich überzeugten, daß dort Niemand verborgen sei; dann traten sie in die Kammer, und nach wenigen Augenblicken hatten sie Dick hervorgezogen, und nach kurzer Gegenwehr geknebelt. Sie führten ihn fort, indem sie mir schweigend einen

verächtlichen Blick zuwarfen, während Dick mich einen Verräther schalt, und in nicht ganz einer Viertelstunde hatte das ganze Drama ausgespielt.

Ich errieth die Folgen.

Als ich, nach einer schlaflosen Nacht, des andern Tags bei meinem Herrn in Valdivia erschien, sagte mir dieser, welcher bereits von Allem genaue Kenntniß hatte:

„Es thut mir leid, mein lieber Kandy, aber Sie begreifen selbst, daß wir uns trennen müssen. Ich will die Gründe nicht untersuchen, welche Sie bewogen haben, jenen gefährlichen Spitzbuben in meinem Hause zu verbergen, aber dort können Sie nicht mehr bleiben, schon deshalb, weil Sie bei den Knechten kein Ansehen mehr besitzen. Gehen Sie also mit Gott.“

Ich sah wohl ein, daß er recht hatte, aber ehe ich mich von ihm trennte, gab mir der wackere Mann den vierfachen Betrag meines rückständigen Gehaltes, und ein Schreiben an einen seiner Freunde, welcher ohnweit Quillota eine bedeutende Hacienda besaß.

Mit Thränen in den Augen nahm ich Abschied von dem edlen Manne, welcher mir versprach, sich nach mir zu erkundigen, und an mich einlaufende Briefe mir nachzusenden, und kaum

waren vierzehn Tage verflossen, so hatte ich bei seinem Freunde eine gleiche Stelle gefunden.

Mein neuer Herr, welchen ich nach seinem Taufnamen Don Marcelino nennen will, war zwar nicht so freundlich gegen mich, als sein Freund, aber immerhin war meine Stellung eine ganz gute, und pecuniär selbst besser. Nach Verlauf von etwa drei Viertel Jahren sendete mich Don Marcelino nach Valparaiso, um dort den Verkauf unseres Weizens zu leiten, welchen wir in's Große betrieben, da wir nicht nur unsern selbstgebauten zu Markte brachten, sondern auch kleineren Hacienden-Besitzern den ihrigen abkauften.

Mittlerweile hatte ich auch ein Schreiben meines Vaters erhalten. Er sendete mir tausend Pfund, und fügte bei, daß er bei günstiger Gelegenheit sein Gut verkaufen wolle, um mir meine Erbschaft zu sichern, welche außerdem für mich verloren gewesen wäre. Es ist Nebensache, daß ich ihn bat, das nicht zu thun, und auch mir vorläufig kein Geld mehr zu senden, aber das bereits von ihm erhaltene legte ich in Valparaiso vortheilhaft an, und ich kann wohl sagen, daß ich mich wieder durchaus glücklich und zufrieden fühlte.

Ich füllte meine Stellung vollkommen aus,

war geachtet von meiner Umgebung, und konnte an einer gesicherten Zukunft kaum zweifeln. Was wollte ich mehr?

Während ich aber eines Morgens in meinem Comptoir saß, denn ich gefiel mir bedeutend in der Rolle eines Kaufmanns, und nannte mein Arbeitszimmer so, klopfte es an meine Thür, und es trat ein Mann ein, welchen ich im Anfange zwar nicht erkannte, der aber, zu meinem größten Entsetzen, sich mir sogleich als den „Better Dick“ vorstellte, indeß hinzusetzte:

„Das heißt für Dich, mein Lieber, aber für die übrige Welt bin ich Jose Helshy aus New Orleans.“

Ich starrte ihn sprachlos an, und fand, daß er sich wirklich merkwürdig verändert hatte. Seine Kleidung war durchaus nach neuem Schnitte, jedoch unbedingt etwas übertrieben modern, wenn man so sagen darf, Haar- und Bartwuchs aber streiften geradezu an's Ungeheuerliche, indem er seine starken Haare, nach Art der chilenischen Stuger, mächtig aufgethürmt, gebrannt und gelockt trug, seinen Bart aber zu einer immensen Größe hatte anwachsen lassen, wie es eben in Nordamerika zu jener Zeit die Mode mit sich brachte, welche einem Gentleman, der sich noch dazu im

Besize rother Haare befindet, genau das Ansehen giebt, als schmiegeten sich zwei Eichhörnchen zutraulich an seine Wangen, während sie ihre Schweife unter seiner Nase kreuzten.

„Wenn Du mich hinlänglich angegafft hast, so wollen wir von Geschäften sprechen,“ sagte Dick nach kurzer Zeit, „und da Du, wie ich höre, auch Kaufmann geworden bist, so gut wie ich, so werden wir rasch fertig sein. Ich brauche Geld, und Du wirst mir tausend Pfund, gegen hinreichende Sicherheit, leihen, mit welchen ich mich etabliren werde.“

„„Tausend Pfund?““ erwiderte ich, indem ich zu lächeln versuchte.

Dick nannte den Ort, an welchem ich das von meinem Vater erhaltene Geld angelegt hatte, und fügte frech hinzu:

„Sei froh, daß ich für jetzt nicht bedarf, was Du bereits mit diesem Gelde verdient hast, und daß ich Dir Sicherheit gebe.“

„„Du giebst Sicherheit,““ rief ich jetzt im höchsten Grade aufgebracht, „„Du! der Du ohne Zweifel aus dem Zuchthause entsprungen bist, um neue Diebereien auszuführen!““

Dick fühlte vorsichtig mit der hohlen Hand nach dem Lockengebäude auf seinem Haupte, ob dort

noch Alles in Ordnung, wobei er die Augenbrauen in die Höhe zog und die Stirne in Falten legte, dann sagte er ruhig, als habe er mich nicht gehört, oder nicht verstanden:

„Wie meinst Du?“

Ich wiederholte ihm zornig, was ich gesagt hatte.

„Ach so,“ erwiderte er, „Du zweifelst, daß ich Dir Sicherheit geben kann!“

Hierauf zog er einen auf Jose Helsby aus New-Orleans lautenden, und vom amerikanischen Gesandten in Chile visirten Paß hervor, welcher vollkommen gut auf seine Person paßte, und sagte:

„Sieh', ich, der freie Bürger Nordamerikas, weiß, daß Du ein Straßenräuber und von Norfolk davongegangener Verbrecher bist. Die Sicherheit, die ich Dir gebe, ist die Erlaubniß, hier leben zu dürfen in Sicherheit, so lange mir das gefällt, und Du Dich mir gefällig erzeigst. Jener Dick Keady, der in Valdivia gefangen gehalten war, ertrank bei dem Versuche, zu entfliehen, er war allerdings ein Dieb, aber die ganze Familie taugt Nichts!“

„„Glender Schuft!““ rief ich wüthend.

Aber Dick stand auf, und sprach mit außerordentlicher Ruhe:

„Liebes Kind, Du wirst doch nicht glauben, daß ich Dich umsonst mit mir von Norfolk hinweggenommen habe? Setze Dich hin, und schreibe einen Wechsel, es giebt keinen Ausweg!“

Und wirklich fand ich auch keinen Ausweg. Es wäre möglich gewesen, auch ihn mit in's Verderben zu reißen, aber mein Unglück war sicher und unvermeidbar, wenn er mich angab.

Ich mußte mich also geduldig von ihm berauben lassen, und schrieb ihm des andern Tages den verlangten Wechsel.

Nie habe ich erfahren, wie er in Besitz jenes amerikanischen Passes gekommen, obgleich ich überzeugt bin, daß es durch irgend eine Schandthat geschah, aber in Valdivia wußte er es bei seiner Flucht wirklich so einzurichten, daß man ihn ertrunken glaubte. Von den beiden, von Norfolk entflohenen Straßenräubern, lebte also blos noch einer, Bob Kandy, Dick war todt!

Im Uebrigen begann er in der That ein Geschäft, daß heißt er miethete eine Wohnung, und befestigte eine Firma über seiner Thür, vergeudete aber die mir abgepreßte Summe auf eine so nichtswürdige Weise, daß, ehe ein Jahr verging, die tausend Pfund verschwunden waren.

Ich hatte ihn während dieser Zeit nur wenig

zu Gesicht bekommen, aber jetzt kam er häufiger zu mir, und begann seine Erpressungen auf's Neue, wenn ich ihm gleich nur wenig geben konnte, da ich selbst von meinem Gehalte leben mußte.

Endlich aber forderte er von mir, daß ich an meinen Vater schreiben, und mir auf's Neue Geld schicken lassen solle, und als ich ihm dies bestimmt abschlug, setzte er mir eine Bedenkzeit von acht Tagen, binnen welchen ich den gewünschten Brief in seine Hände geben, oder seiner Anzeige gewärtig sein sollte.

Aber er kam nicht zu der angedrohten Frist, und als ich mich unter der Hand nach ihm erkundigte, erfuhr ich, daß er mit Hinterlassung von Schulden verschwunden war, und, wie man vermuthete, wohl schwerlich wiederkehren werde. Da er indessen kaum mit einem Schiffe abgereist sein konnte, so befand er sich also sehr wahrscheinlich noch im Lande, und obgleich ich freier athmete, war ich doch keineswegs vollkommen sicher vor ihm.

Ich muß, um nicht zu weitschweifig zu werden, einen Zeitraum von fast wieder einem Jahre übergehen, oder vielmehr kurz berichten, was sich während desselben begab.

Mit Dick's Entfernung war allmählig meine

Zufriedenheit wiedergekehrt, und da Don Marcelino mich treu und brauchbar befunden, erhöhte er meinen Gehalt, und versprach mir gewisse Antheile vom Gewinne des Geschäftes, und während auf diese Weise meine finanzielle Lage bedeutend verbessert wurde, schien mir auch das Glück anderweitig zu lächeln.

Ich hatte mich nämlich wahnsinnig verliebt, und war darauf, höchst verständiger Weise, Bräutigam geworden.

Meine Braut, das liebenswürdigste Geschöpf unter der Sonne, war die Tochter englischer Eltern, welche sich ein mäßiges Vermögen erworben, und anfänglich mit demselben in ihr Vaterland zurückzukehren beabsichtigten. Aber verschiedene Umstände verhinderten stets dieses Vorhaben, und als endlich die Mutter Emmy's starb, gab ihr Vater seinen ursprünglichen Plan auf, und blieb in Chile.

Der alte Bryant, Emmy's Vater, wußte wohl, daß das Vaterland, welches wir allzu lange verlassen haben, uns keine Heimath mehr ist, wenn wir endlich in dasselbe zurückkehren. So zog er vor, auf jenem Stück Erde zu bleiben, in welchem seine alte treue Lebensgefährtin schlafen gegangen.

Nachdem ich um seine Tochter angehalten hatte, erkundigte er sich einfach bei Don Marcelino nach

meinen Charakter, und da dieser sich höchst günstig über mich aussprach, so war die Sache bald in Ordnung.

Ich befand mich nun in jenem glücklichsten aller Zustände, welchen man Brautstand nennt, und welcher eben deshalb so unendlich glücklich macht (durchschnittlich wenigstens), weil man, übrigens gegen alle sprachliche Regel, hinter dem höchsten Grade, dem Superlativ, noch einen höhern Zustand von Glück erwartet, welcher freilich, sächlich und grammatikalisch, unmöglich ist.

Da sich indessen unter hundert erwachsenen Menschen zuverlässig neunundneunzig im wirklichen oder illusorischen Brautstande, wenn vielleicht auch nur einmal im Leben, befunden haben, so ist eine Schilderung dieser Zustände vollständig überflüssig.

Was übrigens meinem Glücke in Etwas Eintrag that, war der Umstand, daß ich gegen meine Braut nicht gänzlich offen sein durfte. Ich verschwieg ihr nicht das Geringste von meinen Verhältnissen im Vaterlande. Ich legte ihr meine Aussichten in der neuen Heimath offen dar, aber die Norfolk-Periode glaubte ich ihr verschweigen zu müssen.

Unzweifelhaft war das ein großer Fehler, und er rächte sich bitter.

Da es aber leicht zu errathen, auf welche Weise, so will ich ohne weitere Umschweife erzählen, daß eines Morgens, eben als ich beschäftigt war, nach der Sitte des Landes einen Blumenstrauß an Emmy zu senden, Dick bei mir eintrat und mit unendlicher Frechheit seine alten Manipulationen begann.

Es ist eben so unnöthig, auch seine Forderungen näher zu bezeichnen, aber sie waren so ungeheuer und unverschämt, daß mit dem besten Willen auch nicht der Hälfte derselben zu genügen gewesen wäre.

Ich habe nie erfahren, wo er sich während der Zeit, in welcher ich ihn nicht gesehen, umhergetrieben, aber er sah abgerissen und heruntergekommen aus, die Sichhörnchen an seinen Wangen waren verschwunden, die letzteren eingefallen und hager, und sein Anzug war so schäbig und unreinlich, daß seine ganze Erscheinung Ekel und Abscheu erregend war.

Ich erklärte ihm fest und bestimmt, daß ich ihm keinen Realen geben werde, jetzt und in der Zukunft nicht, und unter keiner Bedingung.

„Schön,“ erwiederte Dick, „wir werden sehen. Dein Herr Schwiegervater wird meine Mittheilungen besser bezahlen, als Du deren Verschweigen.“

Ich maß ihn mit einem drohenden Blicke, und jetzt verlangte er einige Thaler, um bis morgen leben zu können, sagte dann, daß er mir bis morgen um dieselbe Stunde Bedenkzeit lasse, und als ich ihm jede, und auch die kleinste Gabe energisch verweigerte, stieß er gegen meine Braut und mich solche schmählische Redensarten aus, daß ich auf ihn zusprang, um ihn mit Gewalt zu entfernen.

Er machte sich indessen schnell zur Thür hinaus, und da draußen in der Nähe Leute standen, so zog er den Hut, verbeugte sich tief und sagte:

„Vergeßt nicht, Sennor, morgen um diese Zeit!“

Mein Zustand läßt sich leicht ermessen, und ich faßte den Entschluß, meinem Schwiegervater Alles zu eröffnen.

Aber ich hatte den Muth nicht, und obschon ich hinlängliche Gelegenheit hatte, und selbst längere Zeit ungestört mit ihm allein war, ich konnte es dennoch nicht über mich gewinnen, meine, wenn gleich unverdiente, schmachvolle Vergangenheit zu gestehen.

Alle hier mir nöthige Energie schien sich indessen gegen Dich gekehrt zu haben, und als derselbe des andern Tages zur bestimmten Zeit in

mein Zimmer trat, sprang ich, ohne ihn zu Worte kommen zu lassen, auf ihn zu, faßte ihn bei der Brust, und warf ihn ohne weitere Umstände vor die Thür.

Er war, als ich ihn ergriff, leichenblaß geworden, aber er leistete kaum Widerstand, und entfernte sich schweigend, ja selbst ohne sich umzublicken.

Ich selbst athmete freier, als er verschwunden war, und hüllte mich in sanguinische Hoffnungen, als sei ich für immer von ihm befreit.

Als ich des Abends, so bald als möglich, zu dem Hause meines Schwiegervaters eilte, hatte ich den festen Entschluß gefaßt, demselben Alles offen mitzutheilen. Aber schon auf dem Wege durch den Garten ergriff mich unwillkürlich eine schlimme Ahnung. Stets war mir Emmy entgegengeeilt, wenn sie, vom Hause aus, mich den Garten betreten sah. Heute war dies nicht der Fall.

Ich trat indessen in das Zimmer, welches sie und ihr Vater gemeinschaftlich bewohnten, aber auch hier war sie nicht; hingegen stand Bryant aufrecht an einem Tische, auf welchen er sich mit der einen Hand stützte, und maß mich mit einem Blicke, welcher mir verrieth, daß das Schlimmste geschehen sein mußte.

Ich sah ihn, zum Tode erschrocken, an; aber der Alte schien mich mit den Augen durchbohren zu wollen, und sagte hierauf mit dumpfer und vor Zorn bebender Stimme:

„Wo ist die Taschenuhr von Patrick Slough, Straßenräuber!“

„Hören Sie mich an,“ rief ich flehend; „ich wollte Ihnen Alles gestehen — —“

„Ja,“ sagte Bryant, „jetzt, wo Dein erbärmlicher Spießgesell bereits Alles verrathen hat, jetzt willst Du gestehen, nichtswürdiger Dieb, und meine Tochter, meine arme Tochter wolltest Du in Deine Schmach ziehen — —“

„Nur eine Minute hören Sie mich an,“ rief ich jetzt außer mir; aber Bryant streckte die Hand aus gegen die Thür:

„Gehe, Dieb, und besudele mein Haus nicht ferner mit Deiner Gegenwart!“

Er schritt auf mich zu, zitternd vor Aufregung, und ich mußte gehen, denn ich wollte mich nicht an ihm vergreifen.

Ich kam nach Hause ohne zu wissen, wie, und brachte dann die ganze Nacht damit zu, einen Brief zu schreiben, in welchem ich ihm die volle Wahrheit offen darlegte. Am andern Morgen

sendete ich dieses Schreiben an ihn ab, obgleich ich kaum hoffte, daß er es lesen werde.

Aber er las es, und schrieb mir einfach:

„Ich glaube Ihre Entschuldigungen nicht; aber wenn auch wahr, so werde ich meine Tochter dennoch nie einem aus der Deportation Entsprungenen geben, der sich hinterlistig in mein Haus einschlich, ohne durch ein offenes Geständniß den ersten Beweis seiner Unschuld zu geben.“ —

Am Abend eröffnete mir mein Principal, daß Gerüchte über mich im Umlauf wären, welche es ihm unmöglich machten, mich länger in seinen Diensten zu behalten.

Gefasster, als man hätte glauben sollen, legte ich ihm schweigend meine Bücher vor, hierauf die Kasse.

„Ich glaube, daß Sie ein ehrlicher Mann sind,“ sagte jetzt Don Marcelino; „aber —“

„Ich begreife,““ erwiderte ich, „„und gehe.““

Er reichte mir die Hand und wollte mir eine nicht unbedeutende Summe aufdringen; aber ich nahm sie nicht an, packte noch in seiner Gegenwart meine Sachen zusammen, und ging in einen Gasthof.

In Chile war meines Bleibens nicht mehr, und da häufig Schiffe nach Callao im Hafen lagen, so

beschloß ich, so bald als möglich dorthin zu gehen. Emmy wollte ich nicht mehr sehen. Aber wenn ich an Dick dachte, so bemächtigte sich meiner ein eigenthümliches, und bis zu jener Zeit noch niemals empfundenes Gefühl. Ich wünschte ihn zu treffen, ohne mir genaue Rechenschaft geben zu können, aus welchem Grunde.

Ich traf ihn!

Nachdem ich mich vielleicht acht Tage lang nach einem Schiffe umgesehen hatte, traf ich eine Uebereinkunft mit einem deutschen Capitain, dessen Schiff bereits segelfertig im Hafen lag, und welcher den folgenden Tag die Anker lichten wollte. Bisher war ich kaum aus dem Hause gekommen, denn es war mir, als müsse mir Jedermann den Sträfling von Norfolk ansehen; jetzt aber, am letzten Tage, welchen ich in Chile zubrachte, wollte ich noch einmal in das Paradies blicken, aus welchem mich jener Teufel in Menschengestalt vertrieben hatte.

Profaisch gesprochen, wollte ich einen der felsigen Abhänge besteigen, unterhalb welchen Bryant's kleines Besizthum lag, um wo möglich noch einmal Emmy zu sehen, wengleich wohl nur aus weiter Ferne.

Aber die Thür des Hauses war verschlossen,

und eben so die Fensterläden, im Garten aber arbeitete ein fremder Mensch. Bryant hatte also ohne Zweifel Valparaiso verlassen, und vielleicht selbst sein Haus verkauft, was ihm so lieb gewesen, weil er nicht in meiner Nähe wohnen wollte.

Ich ballte die Faust gegen die Stadt hin, in welcher ich Dick vermuthete, obgleich ich ihn seit jenem Unglückstage nicht gesehen hatte, und ging, grimme Verwünschungen gegen ihn murmelnd, tiefer in die Berge.

Als ich aber einige Minuten später um eine Felsenecke bog, stand er plötzlich vor mir.

Ich fühlte, wie sich all' mein Blut zum Herzen drängte, so daß dieses in gewaltigen Schlägen mir die Brust sprengen zu wollen schien, und im ersten Augenblicke wäre ich nicht im Stande gewesen, ein einziges Wort hervorzubringen.

Aber das ging rasch vorüber und ich stand meinem Todseinde, denn das war er nun wohl geworden, gefast gegenüber, und maß ihn mit finsternen Blicken.

Dick war anfänglich unbedingt erschrocken, so unerwartet auf mich gestoßen zu sein, denn er war blaß geworden und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, aber er war gewohnt, mich zu tyrannisiren, und seine Frechheit kehrte bald wieder.

Er machte mir eine tiefe, spöttische Verbeugung, und sagte:

„Du kommst gewiß, mich zu Deiner Hochzeit einzuladen, Bob, mein Junge?“

„„Nein,““ erwiderte ich, „„aber ich bitte Dich, mir aus dem Wege zu gehen, sonst dürftest es Dich gereuen.““

„„Oh,““ rief Dich verächtlich, „es geht nicht immer so wie neulich, und damit Du siehst, daß ich Dich nicht fürchte, so sieh hier.“

Er hielt mir einen Schein vor über die bezahlte Passage von Valparaiso nach Callao auf dem Schooner Hector. Es war dasselbe Schiff, auf dem ich morgen abreisen wollte.

„Dein Herr Schwiegervater,“ fuhr Dich fort, „hatte die Freundlichkeit, mir für einige Notizen, welche ich ihm mittheilte, eine kleine Summe vorzustrecken, welche ich dazu benutze, Dich zu begleiten, liebes Kind, und in Callao —“

Er sprach nicht zu Ende, denn ich schritt auf ihn zu, indem ich einen Arm gegen ihn ausstreckte. Wollte ich ihn schlagen, wollte ich ihm den Passage-Schein entreißen, so wahr mir Gott dereinst gnädig sein wird, ich weiß das nicht, und ich glaube, ich wußte es auch jenes Mal nicht. Ich ging mit erhobenem Arme auf ihn zu, das ist Alles.

Dick stieß einen eigenthümlichen zischenden Laut aus, und wich zwei Schritte zurück, im andern Augenblicke sprang er vorwärts auf mich ein, und ich fühlte gleichzeitig, daß er mich an der linken Seite verwundet hatte.

Liest oder hört man die Schilderung ähnlicher Ereignisse, wie die gegenwärtige, so findet man gewöhnlich, daß die Betheiligten sich nicht mehr genau des ganzen, meist rasch verlaufenden, Vorfalles erinnern.

Bei mir findet gerade das Gegentheil statt.

Ohne mir bestimmt klar zu sein, was ich beabsichtigte, ging ich anfänglich auf meinen Feind los, was aber hierauf erfolgte, ist mir noch heute, mit den kleinsten Umständen, vollkommen deutlich erinnerlich.

Nachdem mich Dick verwundet hatte, faßte ich seine rechte Hand, in welcher er einen kurzen Dolch hielt, am Gelenke, und drehte dieselbe so gewaltsam aufwärts, daß er einen Schmerzensschrei ausstieß, und gleichzeitig griff ich mit meiner Rechten in seine leicht geschlungene Halsbinde, und stieß seinen Kopf drei Mal wider die Felswand, vor welcher wir Beide standen.

Wissen Sie, was ich thun wollte?

Ich wollte ihn tödten, und ich erreichte mei-

nen Zweck vollkommen, denn bereits beim ersten Stoße sank sein Haupt auf die Schulter, und als ich ihn nach dem dritten losließ, war kein Funke von Leben mehr in ihm. Ich stand einige Minuten vor ihm und blickte ihn an. Dann warf ich ihn in die Schlucht, zur Rechten des Weges.

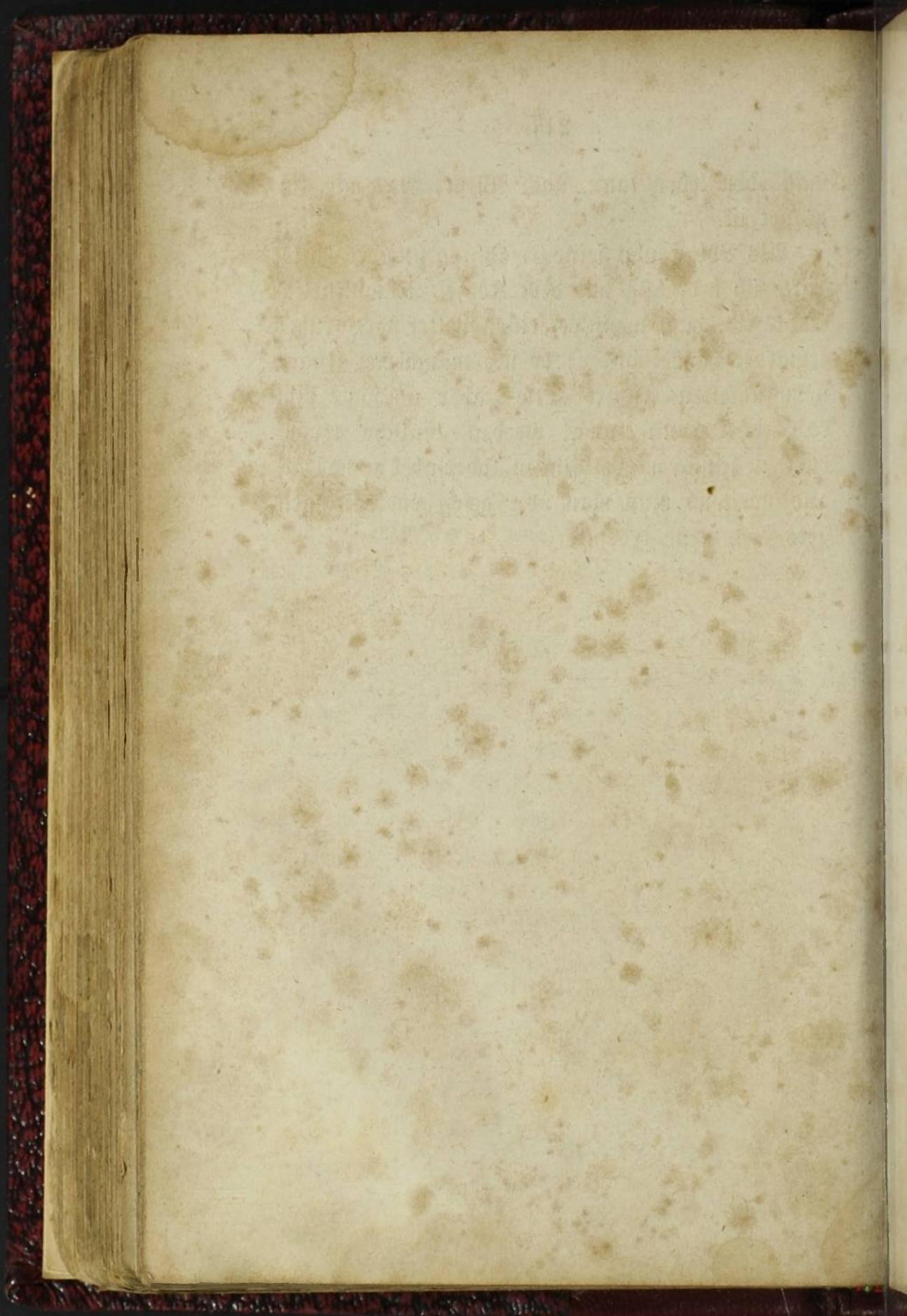
Kein Funke von Reue kam über mich nach jener That, und ist eben so wenig bis heute über mich gekommen.

Ich tödtete ein Ungeheuer, welches mein ganzes Leben vergiftet hatte, weiter Nichts. Ich bin derselben Ansicht noch heute.

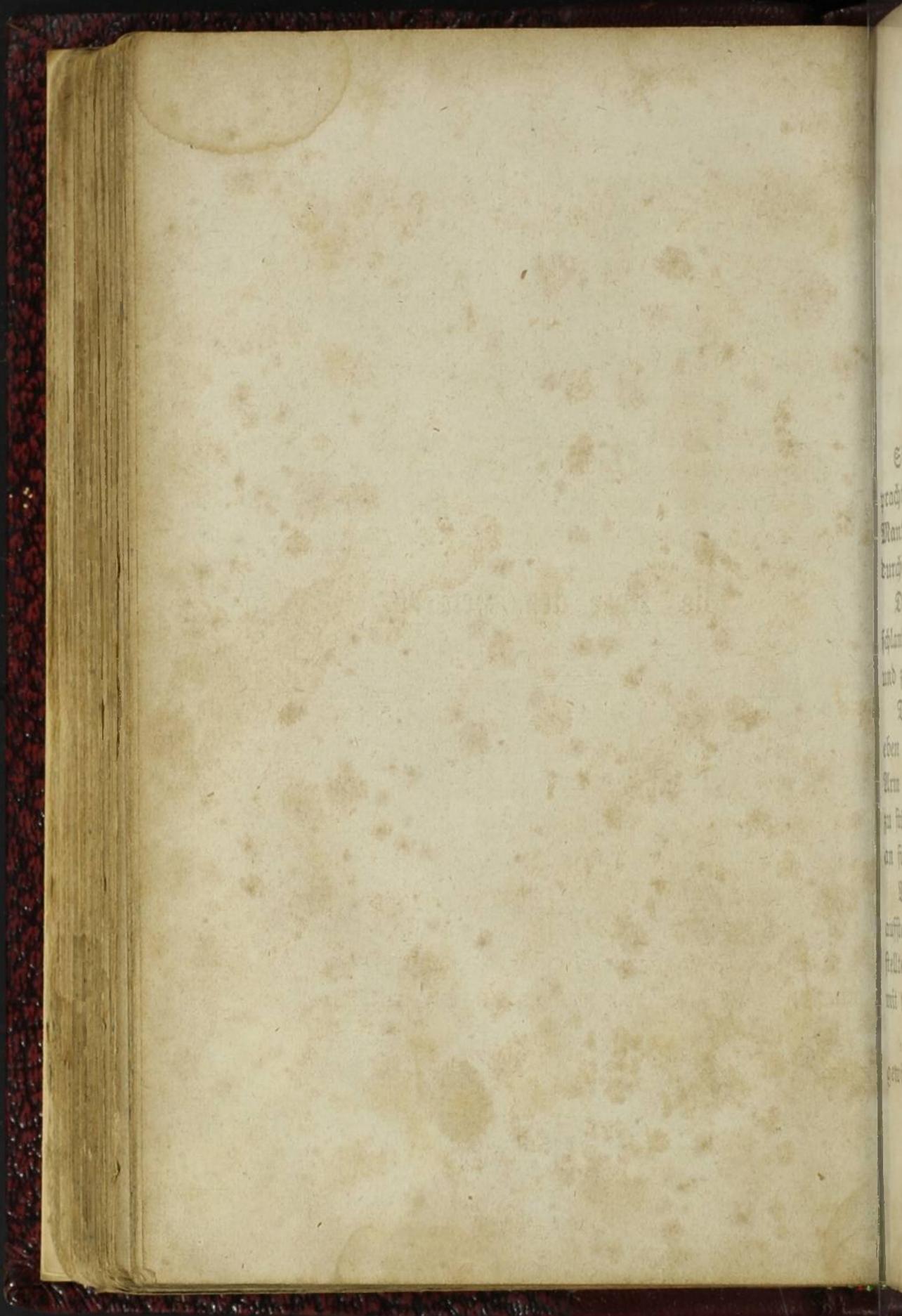
Als ich nach Hause gekommen, verband ich meine Wunde, so gut ich konnte, und begab mich am folgenden Tage an Bord. Nie habe ich erfahren, ob man irgend einen Verdacht auf mich geworfen hat, aber ich glaube es nicht, und vielleicht hat man den Leichnam des Glenden gar nicht gefunden. Von dem fehlenden Passagier war an Bord eben so wenig die Rede. Auch von Bryant und seiner Tochter habe ich nie wieder Etwas gehört. Daß ich hier eine kleine Hacienda besitze, wissen Sie. Ich kaufte sie mit dem Gelde, welches mir mein Vater sendete, und lebe, wie

man eben leben kann, nach Allem, was mir begegnet ist.

Als Bob Kendy seine Erzählung beendet hatte, nickte ich bedächtig mit dem Kopfe. Unwillkürlich dachte ich, daß, wenn er seinen Vetter schon früher ermordet haben würde, er sich mancherlei Unannehmlichkeiten erspart hätte, aber ich sagte ihm das nicht, denn einmal werden ähnliche Aeußerungen häufig mißverstanden, oder übel ausgelegt, und zweitens muß man von geschenehen Dingen stets das Beste reden.



Die Rose des Herzens.



Sie saß auf seinen Knien, und er ließ ihre prachtvollen, tiefschwarzen Haare, welche wie ein Mantel um ihre Schultern und Hüften fielen, durch seine Finger gleiten.

Dann schlang er den rechten Arm um ihren schlanken, aber dennoch üppig geformten Leib, und zog sie an sich.

Daß er sie jetzt küßte, ist sehr natürlich, und eben so natürlich ist es, daß er hierbei den linken Arm um ihren Nacken schlang, entweder um sie zu stützen, oder vielleicht auch um sie noch fester an sich zu ziehen.

Weniger natürlich ist es indessen, daß er hierauf aufstand und die reizende Kleine auf den Boden stellte, etwa wie man ein kleines Kind entfernt, mit welchem man genug getändelt hat, und sagte:

„Nun Adieu, Rosa, jetzt aber gehe ich ganz gewiß!“

Das Mädchen umschlang ihn schmeichelnd, aber wortlos, und schien ihn mit ihren Küssen ersticken zu wollen, nachdem er sich aber aus ihren Armen gewunden und seinen Hut ergriffen hatte, rief sie traurig aus:

„„Ach, Antonio, Du bist nicht mehr so wie früher!““

„Kind, sei vernünftig,“ erwiderte Antonio, Du weißt, daß ich gehen muß. Ich komme morgen wieder.“

„„Als Dein Vater noch lebte, mußtest Du gehen,““ sagte Rosa halb schmollend, halb klagend, „„und jetzt, wo Dir Niemand mehr zu befehlen hat, gehst Du stets früher als zu jener Zeit.““

Aber er hatte bereits die Thür erreicht, man weiß, wie man bei ähnlichen Gelegenheiten dies anzufangen pflegt, und draußen warf er seinem Pferde den schweren, mit Silber beschlagenen Baum über den Kopf, sprang in den Sattel, und nachdem er ihr noch einen flüchtigen Kuß mit den Spitzen der Finger zugeworfen, sprengte er von dannen, als ob er eine Puma verfolge, oder als ob hundert Feinde hinter ihm wären.

Niemand im ganzen Dorfe, mit Ausnahme Rosa's, blickte ihm nach, denn alle jungen Leute reiten auf solche Weise davon, sobald sie einmal

im Sattel sitzen, aber ohne Zweifel hätte man ihn verwundert angestaunt, wenn er langsam und bedächtig das Dorf verlassen hätte.

Der junge Mann hieß Antonio Munna.

Das Mädchen hieß Rosa Carderos.

Was aber den Namen des Dorfes betrifft, so wissen wir denselben nicht, und können denselben mithin auch nicht angeben, und dies vorzugsweise aus dem Grunde, weil wir, wie dem geneigten Leser bereits längst klar geworden ist, uns bei allen unseren einfachen Geschichten stets allein an die strengste Wahrheit halten.

Bermöge derselben können wir indessen berichten, daß das Dorf, der Geburtsort Rosa's, ganz den Typus der chilenischen Dorfschaften trug, welche nicht weit von den Bergen entfernt sind, und wo deshalb reichliches Wasser bereits eine üppige Vegetation hervorruft.

Die einzelnen Häuser, häufig hundert Schritte, und wohl noch weiter von einander entfernt, waren mit kleinen Frucht- und Blumengärten umgeben, von Weingehägen umrankt, und von Feigen und Orangenbäumen beschattet, und da die achtzehn oder zwanzig Wohnungen, aus welchen die Ortschaft bestand, meist zu beiden Seiten einer breiten und ebenen Straße sich befanden, so hatte

ein durch das Dorf Reisender, fast tausend Schritte lang zu beiden Seiten seines Weges, den herrlichsten und anmuthigsten Anblick.

Nachdem Rosa ihrem Freunde so lange nachgeblickt, bis er an einer Krümmung des Weges verschwunden war, ging sie in das anspruchslose Haus zurück, welches sie bewohnte.

Wir sagen anspruchslos, denn während die größere Mehrzahl der Häuser des Dorfes mit Backsteinen, wenn auch mit dünnen Mauern und einstöckig, erbaut waren, hatte das ihre, ganz nach der alten Sitte des Landes, im nördlichen Theile von Chile, nur Lehmwände, und ein aus Stroh zusammengesetztes Dach, welches auf der einen Seite des Hauses einen Vorsprung bildete, der von unbehauenen Baumstämmen getragen wurde.

Nicht minder anspruchslos war die Beschaffenheit des Innern.

In dem ersten Gemache, in welchem wir vorhin die beiden jungen Leute getroffen haben, befand sich das einfache Lager Rosa's, einige niedere Stühlchen, wie sie in jener Zeit fast noch ganz allgemein in Chile im Gebrauche waren, eine Truhe und eine altväterische, unbedingt aus Europa stammende Commode. Ein kunstloser Tisch, und

an den Wänden angebrachte Sitze von gleicher Beschaffenheit vervollständigten die Einrichtung.

Am Auffallendsten für einen Europäer wäre unbedingt eine Feuerstelle gewesen, welche sich in der Mitte des Zimmers auf, oder vielmehr in dem, aus geschlagenem Lehm bestehenden Fußboden befand, und die aus einer Vertiefung im Boden bestand, in welche man, wollte man eben an kühlen Tagen Feuer zur Erwärmung haben, einfach Kohlen schüttete, oder ein Holzfeuer entzündete, dessen Rauch die Freiheit genoß, auf einem von ihm selbst gewählten Wege das Haus zu verlassen, durch das Strohdach zum Beispiel, durch die Spalten der Thür, oder vielleicht durch ein zufällig in der Wand des Hauses befindliches Loch.

In einem kleinern, an das größere Zimmer stoßenden Gemache diente eine ähnliche Vorrichtung als Küche, und der dritte und letzte Raum des Hauses wurde von der alten Großmutter Rosa's bewohnt.

Dorthin begab sich das Mädchen, nachdem es in das Haus zurückgekehrt war.

Die Alte saß an einem jener einfachen Webstühle, wie sie noch heute in Chile gebräuchlich sind, und war beschäftigt, einen Poncho zu fer-

tigen, mit all' dem Fleiß und der Emsigkeit, welche meist bejahrten Frauen eigen sind, die ihre Jugendzeit thätig zugebracht haben. Aber während die alte Frau Mónica unermüdlich ihr Webschiff durch die Fäden fliegen ließ, fuhr sie häufig, prüfend mit den Fingerspizen. über ihre Schöpfung, denn ihre Augen waren schwach und blöde geworden, und sie verließ sich fast mehr auf ihr Gefühl, als auf die ihr untreu gewordenen Augen.

Und doch! Was war der Inhalt des Liedes, oder besser der einzelnen Strophen, die sie mit eintöniger Stimme zu ihrer Arbeit summt?

Ein Lob auf eben diese Augen! Süße Erinnerungen aus dem Frühling ihres Lebens, Verse, mit welchen man die Zambacueca zu begleiten pflegt, jenen Tandango der Chilenen, bei welchem Liebeslieder die Stelle der Castagnetten ersetzen, und durch welche der Teufel vielleicht noch ungleich bessere Geschäfte macht, als bei dem Klappern jener Hölzchen!

Sie wiederholte alle die Lobsprüche, welche diesen ihren, jetzt trüben Augen gesungen worden waren, als sie noch funkelten und glänzten, während sie die Zambacueca tanzte, mit ihrem Seligen, und wohl auch anderen Seligen:

„O Mónica, warum gab Gott Dir zwei glän-

zende Sonnen, da er dem Himmel doch nur eine geschenkt! —“

„Mädchen, warum soll ich erblinden? Blickest Du mich an, so blendet mich das Licht Deiner Augen.“

„Schließt Du sie aber, ist schwarze Nacht rings um mich her. —“

„Ich habe die reiche Frau gesehen, mit ihren funkelnden Juwelen, aber ich dachte Deiner Augen, und lächelte über den erborgten Glanz jenes Schmuckes.“

„Dann sah ich in den Bergen die Blitzeschlange aus einer Wetterwolke fliegen.“

„Ach, sie war grau, gegen die Blitzestrahlen Deiner Augen! —“

Jetzt trat Rosa ein.

„Bist Du es, Kind?“

„„Ja, Großmutter!““

„Warum kommt Pedro nicht nach Hause? Es ist Zeit zum Essen!“

„„Großmutter,““ sagte Rosa sanft, „„Ihr vergeßt, daß mein Vater schon vor einem Monate in den Krieg gezogen ist!““

„Warum hat er mich nicht um Erlaubniß gefragt?“ rief die Alte zornig.

Sie hatte die Klänge der Zambacueca im Ge-

dächtniß behalten, aber sie hatte vergessen, daß Pedro, ihr Sohn, ein gereifter Mann geworden, und die Waffen ergriffen hatte, um im Heere der Patrioten für die Unabhängigkeit seines Vaterlandes zu fechten.

Aber jetzt schien sie sich zu erinnern.

„Ja, ja,“ sagte sie, „es ist wahr, „und ich habe ihn gesegnet, als er fortging. Gott behüte ihn. Aber jetzt, Kind, führe mich, denn es ist so dunkel heute, und die Sonne scheint nicht mehr wie früher im Lande.“

Das junge Mädchen geleitete jetzt sorgsam die Alte in das größere Zimmer, und Beide genossen hierauf ihr spärliches Mahl.

Diese stillen häuslichen Scenen trugen sich zu in den letzten Jahren des zweiten Decenniums dieses Jahrhunderts, mitten unter dem Wüthen des Bürgerkrieges, welcher über die Befreiung Chiles von der spanischen Oberherrschaft entscheiden sollte, und wirklich nicht lange nachher entschied, und Pedro Carderos, Rosa's Vater, war, wie seine Tochter ihrer Großmutter bemerkte, wirklich schon vor vier Wochen in das Heer der Patrioten eingetreten, um für die Freiheit seines Vaterlandes zu fechten. —

Nachdem Antonio das Dorf verlassen hatte,

blieb er noch eine Weile auf dem breiten, meist von Weizen- und Maisfeldern begränzten Wege, dann aber bog er gegen Rechts von der Straße ab, sprengte eine Zeit lang über eine unbewässerte und von der Sonne ausgebrannte Fläche, aus welcher sich einzelne scharfkantige Felsen eines dunkelfarbigem Gesteins erhoben, und die, mit Ausnahme der stachelichen Espina, fast keinen Pflanzenwuchs zeigte, dann aber, und streng geschieden von der unwirthbaren Dede, traten plötzlich Obstbäume und trefflich bestellte Fruchtfelder auf, und der immer noch rasch Dahinsprengende befand sich wieder auf dem gut kultivirten Bereiche einer Dorfschaft, oder einer Hacienda.

Es schien eine Hacienda zu sein, von welcher aus diese Veränderung hervorgegangen war, denn in einiger Entfernung glänzten die weißen Mauern mehrerer Gebäude in der Sonne, und dorthin lenkte jetzt Antonio ein, und hielt bald darauf vor dem geräumigen, mit einer Mauer umschlossenen Hofe, an dessen Vorderseite sich das Wohnhaus befand, während zu beiden Seiten, und gegen rückwärts, die Wirthschafts-Gebäude standen.

Vor dem Wohnhause hielt Antonio still, und rief den Namen eines Dieners, aber ehe derselbe

noch herbeikommen konnte, stand bereits der Hausherr, der Sennor Dreganos, unter der Thür, und rief:

„Willkommen, Don Antonio, steigen Sie nur ab, und kommen Sie herein, wir haben Sie lange erwartet. Warum sind Sie aber nicht ein paar Stunden früher von Hause weggeritten, anstatt jetzt, in der größten Hitze, zu reiten?“

Antonio, welcher, wie wir wissen, allerdings ein paar Stunden früher von Hause weggeritten war, schien es indessen nicht für nöthig zu halten, dies dem Sennor Dreganos mitzutheilen, sondern schützte häusliche Geschäfte vor, worauf Dreganos erwiederte:

„Brav! Ein junger Mann, der jetzt, wie Sie, der alleinige Herr seines Vermögens ist, muß die Augen allenthalben haben.“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Speisezimmers, und die Tochter des Hausherrn, die Sennorita Sabina, trat aus demselben, und indem sie Antonio mit einem coquetten Lächeln begrüßte, meldete sie ihrem Vater, daß das Essen bereit sei.

Antonio bot ihr den Arm, und während er sie in das Speisezimmer führte, sagte sie halblaut zu ihm:

„Kommen Sie von Hause?“

Trotzdem, daß die Wangen Antonio's ziemlich sonnengebräunt waren, konnte man doch eine leichte Röthe bemerken, welche in denselben aufstieg. Indessen antwortete er möglichst unbesfangen „„Ja.““

„Ich glaub's nicht,“ sagte Sabina.

Wir wissen nicht, ob Sennor Dreganos dieses kurze Gespräch belauschte, wir vermögen auch nicht mit Bestimmtheit anzugeben, ob der flüchtige Blick, welchen er seiner Tochter zuwarf, vielleicht ein mißbilligender, oder Schweigen erheischender war, aber man war im Speisezimmer angekommen, und sprach jetzt ohnehin von anderen Dingen.

Werfen wir aber jetzt einen Blick auf dieses Speisezimmer selbst.

Es war ähnlich den Gemächern, welche wir bereits mehrfach zu schildern Gelegenheit hatten, das heißt, es zeigte einfach weiß getünchte Wände, vom Boden auf, vielleicht eine Elle hoch ansteigend, eine braune Holzvertäfelung, und eben so gefärbte hölzerne Thüren und Fensterbänke.

Auch das reiche und prachtvolle Silbergeräthe fehlte nicht, von welchem wir bereits früher bei einer andern Gelegenheit erzählten, aber diese silbernen Geräthschaften trugen einen andern

Charakter, und unterschieden sich auffallend von den, jetzt wohl auch noch gebräuchlichen, ähnlichen Dingen.

Es waren meist schwere, mit einem unendlichen Aufwand von Metall gefertigte Gefäße, und mit Ausnahme weniger, und ohne Zweifel aus Spanien herübergebrachter Sachen, wohl alle im Lande gefertigt. Zu jener Zeit noch hatte man in Chile, und an der Westküste überhaupt, wo möglich Alles von Silber, schwer und solid, fast an's Plumpe streifend, und in nur halbwege vermöglichen Häusern waren selbst gewisse, höchst nützliche, unentbehrliche und gleichzeitig unaussprechliche Gefäße fast durchgängig von diesem edeln Metalle.

Im Speisesaale des Sennor Dreganos aber befanden sich, neben einer Unzahl von silbernen Schüsseln, Tellern, vielarmigen großen Leuchtern, Thee- und Kaffeekannen, Tafelaufsätzen, riesigen Kühlgefäßen und anderen Sachen mehr, auch noch alterthümliche, aus vorspanischer Zeit herstammende Gegenstände, Gözenbilder peruanischen Ursprungs, und in den vier Ecken des Gemaches prangten vier Truthähne in natürlicher Größe, höchst wahrscheinlich ebenfalls altperuanischen Ursprungs, welche so schwer waren, daß ein kräftiger

Mann, einen derselben nur mit Anstrengung zu tragen im Stande war. *)

Die Revolution hat einen großen Theil dieser Schätze verschlungen, welche man opferte, um die Kosten des Unabhängigkeits-Krieges bestreiten zu können, und trifft man gleichwohl jetzt wieder viele und reiche Silbergeräthschaften bei vermögenden Leuten, so tragen diese doch fast meist mehr oder weniger den Charakter unserer Zeit. Das heißt der Genius der Industrie hat sie modern und dünn gemacht, und vielleicht auch manchem unbefangenen Reichen, ohne sein Wissen und Willen, eine Kleinigkeit an Plattirung oder galvanischer Versilberung angeschwindelt.

Antonio, welcher die Silberschätze seines Gastfreundes längst kannte, und zu Hause Aehnliches besaß, schenkte denselben keinen Blick, sondern unterhielt sich mit der schönen Sabina, und als

*) Ich habe einige solcher Truthühner, welche früher sehr häufig an der ganzen spanischen Westküste Südamerikas gewesen sein sollen, in Chile gesehen, und eben so mehrere kleinere, von ganz ähnlicher Arbeit, und man kann vielleicht schließen, daß sie als Idole zu betrachten sind, wenn man nicht eine besondere Vorliebe für diesen Vogel annehmen will, indem man kein anderes Thier so häufig und mit solchem Aufwand an Silber nachgebildet findet, als eben den Truthahn.

sich endlich der Hausherr in's Gespräch mischte, begann man von Politik zu sprechen.

Obgleich die Revolution in Chile von dem größern Theile der wirklich Besizenden ausging, so waren doch Dreganos sowohl wie Antonio altspanisch gesinnt, und man unterhielt sich folglich in diesem Sinne.

„Was soll endlich daraus werden,“ sagte Dreganos, „ich will nicht von der Aufhebung der Sklaverei sprechen, denn sie war eigentlich hier nie recht im Gange, und paßt, oder ist nöthig, nur für Länder, in welchen der weiße Mann, der Sonne halber, nicht zu arbeiten vermag. Aber die Knechte zeigen keinen Gehorsam mehr, sie werden widerwillig, ja selbst grob, und was das Schlimmste ist, sie laufen fort, und man kann keine Leute bekommen, welche das Feld bestellen. Erst dieser Tage sind mir drei davon gegangen, geritten eigentlich, auf meinen Pferden, welche sie mit sich nahmen, und ihre Kameraden sagen, daß sie zur Freiheits-Armee gezogen seien, um Dienste zu nehmen.“

„Die Bursche haben es gut,“ erwiderte Antonio, „auch mir sind welche davon gegangen, und wenn sie zu der nächsten besten Truppe der Aufständischen stoßen, welche das Land durchziehen,

um zu rauben oder zu kämpfen, so werden sie mit offenen Armen empfangen.““

„„„Und warum haben sie es da gut?“““
fragte Sabina.

„„„Weil sie,“““ antwortete Antonio mit Leidenschaft, „„„weil sie kämpfen dürfen für Das, was ihnen lieb und heilig, für Das, was sie für recht und gut halten —“““

Dreganos unterbrach ihn:

„Heilig!“ sagte er, „lieb, gut! Lieber Don Antonio, die Bursche ziehen lieber im Lande herum, faulenzten und stehlen, als daß sie arbeiten und gehorchen. Das ist Alles.“

„„„Ich will nicht sagen, daß Sie ganz unrecht haben,“““ rief Antonio, „„„aber Die, welche es ehrlich mit ihrer Sache meinen, dürfen doch wenigstens fechten! Aber wir! Ich zum Beispiel. Ich hänge der Sache der Regierung an, aber es hat hundert Schwierigkeiten, bis ich in die Armee treten kann! Soll ich als Gemeiner eintreten, das will ich denn doch nicht.“““

„Die Knechte fechten alle als Gemeine für Das, was ihnen heilig, lieb und gut scheint,“ sagte Sabina's Vater ironisch, diese aber warf einen zärtlichen Blick auf den jungen Mann, und sagte:

„„„„Welche Gedanken, Soldat werden zu wollen, und gar in einem solchen Kriege? Denken Sie nicht an die Freunde, welche Sie zurücklassen, und welche die Sorge um Sie tödten würde?““““

Wir wollen die, ohne Zweifel ganz angemessene, Antwort Antonio's nicht aufzeichnen, sondern selbst das Mittagmahl und die Hacienda des Sennor Dreganos verlassen, um indessen diesen würdigen Conservativen, seine Tochter und Antonio mehrere Wochen später in Santjago wieder zu treffen.

Der Krieg spielte zu jener Zeit vorzugsweise im südlichen Theile Chiles, und die Umgegend Santjagos so wie das damals noch weniger als gegenwärtig bedeutende Valparaiso waren verhältnißmäßig ruhig, obgleich hier und da einzelne Gewaltthaten vorkamen.

Aber vor einigen Tagen war die Nachricht eines kleinen Gefechtes, nach dem Norden gedrungen, in welchem die Patrioten den Sieg errungen hatten, und Dreganos ließ seiner übeln Laune hierüber freien Lauf.

„Wir werden ausgeplündert werden,“ sagte er ärgerlich, „so oder so, denn tragen diese sogenannten Patrioten den Sieg davon, so berauben sie uns ohnedies, einmal aus Bosheit, weil wir nicht zu ihnen gehalten haben, und dann, weil

sie Geld brauchen. Siegt aber die Regierung, so braucht sie ebenfalls Geld, und legt uns doppelte Steuern auf, und schiebt Alles über einen Kamm, Freund und Feind. Diese Steuern bleiben dann, und man verkündigt hierauf eine Amnestie, eines- theils weil man ohnedies nicht Alle hängen kann, andererseits aber, um sich beliebt zu machen, und während man uns, die treu geblieben, keines Blickes würdigt, wird man die Hauptschreier der Aufständischen mit Ehrenzeichen und Pfründen überschütten, um sie zum Schweigen zu bringen!“

Der Sennor Dreganos war gewiß sehr im Unrechte, denn die Geschichte aller Zeiten, selbst die der Gegenwart, lehrt ja gerade das Gegen- theil, aber Antonio, welcher mit der schönen Sa- bina sich auf das Trefflichste zu unterhalten schien, gab sich, ohne Zweifel aus eben diesem Grunde, keine Mühe, ihn zu widerlegen, und Dreganos stand, stets noch ungehalten, endlich auf, um nach- zusehen, ob die Prozession, wegen welcher man eigentlich die Reise zur Hauptstadt unternommen, noch nicht bald vorüberkommen würde.

Es war nämlich der dreißigste August, und man feierte das Fest der heiligen Rosa, Rosa de Lima, patrona de América, welches, trotz der Revo- lution und ihren gewöhnlichen Begleitern, dennoch

in Santjago mit dem größten Pompe begangen wurde.

Man wollte die Spanier verjagen, ein Theil des Volkes wenigstens, aber es eben so mit den Heiligen zu machen, fiel Niemandem ein. Die Heiligen hatten keinem Menschen Etwas zu leide gethan, im Gegentheil sie gaben Aufzüge, Prozessionen, Feste, man betete in ihren Kirchen zu Gott, was eine fromme Handlung war, und sah man dort zufällig seine Liebe, so war das eben auch keine Sünde.

Dann hörte man in den Kirchen der Heiligen treffliche Musik, man sah die geschmückten silbernen Bilder derselben bei ihren Festen und Prozessionen mit andächtigem Vergnügen in den Straßen umhertragen, und waren diese feierlichen Aufzüge zu Ende, hatte man zu seinem Patron oder zu seinem Schutzheiligen gebetet, und vielleicht einen Strauß frischer Blumen zu ihren Füßen gelegt, dann freute man sich mit seinen Bekannten und Freunden, man tanzte, schmauste, oder trank ein Glas Wein, unbedingt aber war man heiter, lustig und guter Dinge, da man die Ueberzeugung hatte, daß die Heiligen muntere und fröhliche Menschen lieber hätten, als kopfhängerrische Heuchler.

Warum sollte man Patrone mit solchen schätzbaren Gefinnungen fortjagen, wie die Spanier?

Man feierte also an jenem Tage das Fest der heiligen Rosa, mit wo möglich noch größerem Pompe, als vorher, und zeigte auf diese Weise der jungfräulichen Patronin Amerikas, daß sie nicht das Mindeste zu befürchten habe.

Als der Sennor Dreganos sich entfernt hatte, um nach der erwarteten Prozession zu sehen, schien die Unterhaltung Antonio's mit der schönen Sabina noch zärtlicher zu werden, als vorher, und man konnte leicht bemerken, vielleicht schon an der Unbefangtheit, mit welcher der Vater die Beiden verlassen hatte, daß sie, wenn nicht gar schon Verlobte, doch wenigstens anerkannte Liebesleute sein mußten.

Plötzlich aber zog Sabina ihre Hand aus der Antonio's.

Es war, als sei ihr mit einem Male Etwas eingefallen, oder als habe sie plötzlich Etwas gesehen, was sie hierzu bewogen.

Antonio sah sie verwundert an; aber sie ließ ihm nicht Zeit zu einer Frage, sondern sagte mehr schmollend wie neckend:

„Sie feiern ja heute ein doppeltes Fest, Don Antonio?“

Sicher hatte dieser den Sinn ihrer Rede nicht verstanden, denn er suchte ihre Hand wieder zu gewinnen, und bat sie, vollkommen unbefangen, sich näher zu erklären.

„Nun,“ sagte Sabina, „das Fest der heiligen Rosa von Lima, und jenes der Rosa Ihres Herzens.“

Antonio machte ein Gesicht, wie man es eben bei solcher Gelegenheit zu machen pflegt, und welches wir schon aus dem Grunde nicht näher zu beschreiben brauchen, weil ohne Zweifel der bei Weitem größere Theil unserer Leser sich bereits in der Lage befunden hat, eine analoge Physiognomie anzunehmen.

Indessen sagte er:

„„Sie quälen mich absichtlich, Sabina.““

„Ist Ihnen die Erinnerung an jenes reizende Geschöpf jetzt auf einmal so quälend geworden?“

„„Aber wie oft,““ erwiderte Antonio, „„muß ich Ihnen noch sagen, daß Nichts an der Sache ist; ich kannte jenes Mädchen, da ihr Vater bisweilen auf unsere Hacienda kam,““ — —

„Ein schöner Umgang,“ fiel Sabina höhnisch ein; „ein gemeiner Mensch, der zu den Patrioten gelaufen, um gegen unsere Parthei zu sechten, und um zu rauben.“

„„Er leistete meinem Vater Dienste — —““

„Und die Tochter dem Sohne,“ sagte Sabina, welche, ganz gegen die Gewohnheit der Frauen, ihren Gegner nie aussprechen ließ.

„„Aber, theuere Sabina,““ sagte jetzt Antonio, „„wie kommen Sie denn jetzt auf einmal dazu, mir solche ungerechte Vorwürfe zu machen, eben jetzt, da ich —““

„Weil ich heute Morgen durch meine Dienerin erfuhr, daß jenes Geschöpf sich ebenfalls hier befindet, und Ihnen ohne Zweifel nachgelaufen ist, um, bei der Menge Menschen, welche hier versammelt sind, eine ungestörte Zusammenkunft mit Ihnen zu haben, und weil mich Ihre Heuchelei gegen mich ärgert, während Sie jene Zwergin im Herzen tragen.“

Rosa war etwa einen Zoll kleiner, als Sabina, und deshalb war diese Bezeichnung gerechtfertigt. Antonio aber schien sie zu überhören, und sagte:

„„Liebe Sabina, es ist das Fest der heiligen Rosa, und deshalb ist es doch verzeihlich, daß sie hieher gegangen.““

„Ah!“ rief jetzt Sabina, „Sie nehmen das Geschöpf in Schutz!“

In diesem Augenblicke trat der alte Dreganos
Aus Chili, Peru und Brasilien. III.

ein, und machte dem Streite ein Ende, indem er Antonio und seine Tochter aufforderte, ihm zu folgen, da der festliche Aufzug sich nahe.

Antonio war froh; Sabina nahm schmollend seinen Arm, und man verließ den Gasthof, in welchem man sich befand, um, einige Straßen von demselben entfernt, einen Platz zu suchen, von welchem aus man die Prozession vorüberziehen sehen könnte.

Da Antonio hoffte, Sabina von der Grundlosigkeit ihres Verdachts überzeugen zu können, so athmete er freier, als die Gesellschaft die Straße betreten hatte, und verdoppelte seine Aufmerksamkeit gegen seine offenbar noch gereizte Gefährtin, und dieselbe schien sich in der That auch endlich in Etwas zu beruhigen, da der Platz, welchen man gefunden hatte, ein sehr günstiger war.

Der Teufel aber, welcher sich ohne Zweifel über die seiner Feindin, der heiligen Rosa erzeigten Ehre bitterlich ärgerte, wollte sich wenigstens an den Verehrern derselben rächen, und als Antonio mit einem Male die Vorkehrungen sah, welche der Feind alles Friedens hierzu getroffen hatte, glaubte er in die Erde sinken zu müssen.

Ihm gegenüber, auf der andern Seite der Straße, stand Rosa, ach! jene Rosa, welche er

einst so sehr geliebt, welche er dann verlassen hatte, und die, das war ihm das Schmerzlichste, ihn immer noch liebte, wie er nur zu gut wußte.

Und gleichzeitig schien auch Sabina ihre Nebenbuhlerin erblickt zu haben.

Antonio fühlte ein leises Beben ihren Arm durchzittern, welcher in dem seinigen lag, aber dann sagte sie mit ruhiger Stimme:

„Der Platz hier ist nicht gut, ich will dort hinüber.“

Sie zeigte mit dem Finger direkt nach der Stelle, wo Rosa stand.

Antonio hätte dem alten Dreganos um den Hals fallen mögen, als dieser erwiderte:

„„Aber Sabina, warum denn? Wir sehen ja hier vortrefflich, und die Prozession wird im Augenblick hier sein.““

Antonio sah, wie sich Rosa's Auge schmerzlich, aber sanft auf ihn geheftet hatte, als Sabina mit der Hand nach ihr gezeigt, aber gleichzeitig fühlte er auch einen heftigen Druck von Sabina's Arm, und hörte, wie diese jetzt, mit vor Aufregung bebender Stimme, halblaut zu ihm sagte:

„Führen Sie mich augenblicklich über die Straße auf jene Stelle, oder wir sind geschieden auf ewig, ich schwör's bei der heiligen Jungfrau.“

Sie zeigte abermals nach Rosa.

„„Das Kind hat seine Eigenheiten,““ brummte Dreganos.

Als aber Antonio, halb ohne zu wissen was er that, wirklich mit Sabina auf jenen Platz, wo Rosa stand, zugin, folgte er den Beiden nach.

Rosa hatte während dieser Zeit ihr Auge traurig auf ihren treulosen Freund gerichtet gehabt, aber jetzt stand Sabina vor ihr, maß sie mit einem Blick voll unendlicher Verachtung, und sagte dann:

„Pack Dich fort von hier, Dirne, ich will hier stehen.“

Das Mädchen hob jetzt seinen Blick gegen seine Freundin, ruhig, schweigend, aber ohne Miene zu machen, dem Befehle zu folgen.

„Entfernen Sie augenblicklich das freche Geschöpf!“ rief jetzt Sabina so heftig, daß die Umstehenden aufmerksam wurden.

Es drohte eine häßliche Scene zu werden, und die Prozession war noch etwa dreißig Schritte entfernt!

Jetzt sagte Rosa:

„„Ich bleibe, wo ich bin, es ist Platz genug für uns Alle.““

Antonio fühlte, wie Sabina heftig ihren Arm

aus dem feinigem ziehen wollte, vielleicht um ihre Gegnerin zu schlagen, er preßte ihn mechanisch fest an sich, und sagte:

„„„Rosa, ich bitte Dich, gehe.“““

„Nicht bitten,“ rief Sabina, indem sie am ganzen Körper zitterte, „fortjagen, jagen Sie sie fort.“

„„„Das ist nicht nöthig,““ sagte Rosa, „„„vor Dir, Du hochmüthiges Ding, weiche ich keinen Finger breit, aber wenn er es nur wünscht, gehe ich.“““

Sie ging, und Niemand blickte ihr nach, oder dachte weiter an das Vorgefallene, denn die Prozession war eben herangekommen. Der Weihrauch stieg in duftenden Wolken zum reinen, blauen Himmel empor, die Klänge der Musik schwangen sich aufwärts, gemengt mit den frommen Gebeten der Gläubigen, welche den Umzug begleiteten, und die goldenen und silbernen Heiligen funkelten prächtig im Sonnenschein.

Aber Alles beugte die Kniee, und neigte das entblößte Haupt, als die Heilige des Tages, die Rose von Lima, getragen von zwölf Jungfrauen, erschien.

Wie glänzte ihr goldener Schmuck, wie funkelten und blitzten die edlen Steine, mit welchen

ihr himmelblauer Mantel besetzt war, wie leuchteten die mächtigen Perlen, die ihren Hals umschlangen, und wie bescheiden, und dennoch wie reizend lagen die Blumen zu ihren Füßen, welche man ihr geopfert hatte!

Ja! — So schön war sie nie gewesen die Heilige, als eben heute, und so gnädig hatte sie nie niedergeblickt auf ihre Verehrer.

Das mochte wohl etwas Gutes bedeuten.

Gieb uns Glück und Segen, o! Rosa von Lima, und bleibe uns gnädig gesinnt! —

Aber was machte die arme Rosa, ihre Schutztochter, die von ihrer Feindin Beschimpfte, von ihrem Freunde Verlassene, das arme geschmähte Kind mit seinen zertretenen Hoffnungen, mit seinem gebrochenen Herzen?

Sie war nach Hause geflohen, in die schlichte Schenke, in welcher sie Unterkunft gefunden hatte, und dort lag sie vor dem einfachen, kunstlosen Bilde ihrer Patronin, welches man, zur Feier des Tages, ebenfalls mit Blumen geschmückt hatte, und dort flossen unaufhaltsam ihre Thränen und dort stiegen ihre heißen Gebete zu Gott und der Heiligen empor.

Bedauert die Aermste, und — beneidet sie, denn sie war gläubig!

Großer Gott! warum hast Du nicht aller Menschen Herzen so empfänglich geschaffen für Dein heiligstes Geschenk, den Glauben, wie das jenes armen, und doch so reichen Kindes! —

Auf der Hacienda des Don Antonio ging es einige Wochen später geräuschvoll zu.

Er war der erklärte Bräutigam Sabina's geworden, und diese so wie ihr Vater hatten ihm einen förmlichen Besuch abgestattet. Man schmauste vor Allem, wenn vielleicht auch nicht so reichlich, als dies bei einer ähnlichen Gelegenheit bei uns geschehen wäre, dann aber besichtigte man Haus und Hof, und der alte Senor Dreganos belobte gebührend den Stand der Dinge, so wie die Art und Weise, wie Antonio das vom Vater Ererbte bewahrt und im Stande gehalten, ja selbst theilweise schon gemehret.

Sabina schien eine Andere geworden zu sein. Die Eifersucht, welche sie früher gezeigt, die Festigkeit, mit welcher sie bei jenem Feste in Santjago aufgetreten, war verschwunden, und nachdem ihr Antonio Alles gezeigt hatte, was besonders unter ihrer Herrschaft stehe, und die Räume, welche sie bewohnen sollte, und zu ihr gesagt hatte:

„Hier wirst Du die Herrin sein,“ gab sie zur Antwort:

„„Hier, und in Deinem ganzen Hause, werde ich stets Deine erste Dienerin sein.““

Man kennt dies!

Antonio aber kannte das noch nicht und hatte in Folge dieses gemüthlichen Vertrauens wirklich die Idee, alleiniger Herr in seinem Hause sein zu wollen, nachdem er eine Frau in dasselbe geführt, was ihn stolz und glücklich zugleich machte.

Aber dennoch war sein Glück nicht vollkommen. Zwar quälte ihn seine Braut nicht mehr mit Eifersucht, ja es war, nach jenem Vorfalle in Santjago, nicht einmal mehr die Rede gewesen von der Rose seines Herzens, wie Sabina sie genannt, aber es war ein Stachel dieser Rose in seinem Herzen zurückgeblieben, der ihn häufig genug schmerzhaft verwundete, und ihm dann sein gegenwärtiges Glück fast in einem trüben Lichte erscheinen ließ, und fast nichtig.

Wenn er daran dachte, wie er sie zuerst verstoßen besuchte, seines, und fast noch mehr ihres Vaters halber, der strenge über der Ehre seiner Tochter wachte, wie er dann, nachdem sein eigener Vater gestorben, und der Rosa's in den Krieg gezogen, sie ungescheut täglich besucht, und wie sie stets voll Liebe, voll Hingebung und Bescheidenheit gegen ihn war.

Ach, jede Minute Glücks, die er dort genossen, machte ihm jetzt eine trübe Stunde, und nur zu oft mußte er sich unwillkürlich Rosa's Worte in's Gedächtniß zurückrufen, und ihre sanften Liebeslosungen, wenn sie zu ihm sprach:

„Behalte mich nur lieb! ich weiß es wohl, Du kannst und wirst mich nicht zu Deiner Frau machen, aber behalte mich nur lieb, wenn Du auch nicht mehr zu mir kommst!“

Und stets trat dann die Scene bei der Procession vor seine Augen, wie das arme Kind geschmäht worden von der stolzen Schönheit, die an seinem Arme hing, und wie es sich willig entfernte, als er nur ein Wort sprach. —

„Behalte mich nur lieb.“

Sie glaubte sich verachtet auch von ihm, und sie wußte nicht, daß er sie lieb behalten hatte, und er selbst wußte es ebenfalls nicht, aber Sabina wußte es, denn sie war ein Weib, und war in seiner Nähe. Ueber ein Herz aber täuschen die Frauen sich selten, wenn dieses Herz in ihrer Nähe schlägt, träumen sie gleichwohl von dem Entfernten Mancherlei von Liebe, von Treue und Untreue, was falsch, da sie wieder nur nach dem Herzen träumen, welches in ihrer eigenen Brust schlägt, sei dies nun lieb oder falsch.

So wußte Sabina, daß sich Antonio glücklich fühlte in der Hoffnung ihres Besizes, aber sie sah auch die trüben Wolken, welche bisweilen sein Glück verschleierten; und sie wußte, wo sie herkommen diese Wolken.

Aber sie verrieth dies mit keiner Sylbe, nicht bei jenem Brautbesuche in seinem Hause, und nicht, wenn er sie in dem ihrigen zu besuchen kam.

War sie einmal seine Frau, dann sollte es anders werden.

Die Ereignisse der Zeit verzögerten indessen ihre Vermählung. Beide Partheien, die spanische sowohl als jene der Patrioten, machten die heftigsten Anstrengungen, je nach ihrem Sinne die Entscheidung herbeizuführen, und so entflammete der Krieg lebhafter als jemals.

Dreganos sagte deshalb zu Antonio, welcher auf die Festsetzung des Hochzeitstages drang: „Jetzt ist es kaum Zeit, an's Heirathen zu denken, jetzt, wo man keinen Augenblick weiß, was uns der nächste bringen wird.“

Worauf Antonio antwortete:

„„Wenn ich nicht freien kann, so will ich fechten.““

Dreganos legte wenig Gewicht auf diese Worte; aber bereits des andern Tages wieder=

holte Antonio seinen Entschluß schriftlich, während er zugleich in seinem eigenen Hause alle Vorkehrungen zu seiner Abreise traf.

Wider sein Erwarten erschien aber jetzt Dreganos mit Sabina, und überraschte ihn mitten unter seinen kriegerischen Zurüstungen, und sein Erstaunen wuchs, als ihn Beide, Jedes nach seiner Art, in seinem Vorhaben bestärkten!

Eigentlich ärgerte ihn das ein Wenig, besonders von Seiten seiner Braut, welche er lieber in Angst und Sorge um sich gesehen hätte, als in einer Art Mittelding von Heroismus und Gleichgültigkeit.

Hätte sie gesagt:

„Bleibe hier, wir wollen morgen Hochzeit halten.“

Er wäre ohne Zweifel geblieben; aber sie sprach:

„Ziehe hin und kämpfe siegreich für die gerechte Sache, wie es bereits Deine Väter gethan haben.“

Er mußte also gehen, obgleich, so viel ihm bekannt war, seine Väter niemals gekämpft hatten, weder für eine gerechte, noch für eine ungerechte Sache, wenigstens seit langer Zeit nicht mehr.

Als Dreganos seinen Plan erfuhr, nach Art

der alten Kämpen, mit Zehn seiner Leute, welche er ausrüsten wollte, als Freiwilliger zur spanischen Armee zu stoßen, belobte er diesen ritterlichen Entschluß, setzte aber hinzu:

„Hierfür bedürfen Sie vieles Geld, lieber Don Antonio; ich zweifle nicht, daß Sie gut versehen sind?“

Diese Frage kam Antonio sehr erwünscht; denn seine Kasse war leer, da er sein Getreide noch nicht verkauft hatte, und er ging damit um, sein Silbergeräth und einen Theil seiner Grundstücke zu verpfänden, da er dem Sennor Dreganos seine Verlegenheit nicht gestehen wollte. Nun aber dieser selbst diese Frage an ihn stellte, so war es keinem Zweifel unterworfen, daß er seine Lage kannte, und auf zarte Weise seine Hülfe anbot.

Er sagte ihm daher, daß er in der That im Augenblicke ohne das hinreichende Geld sei, und theilte ihm sein Vorhaben, des Verpfändens halber, mit.

Dreganos schüttelte mit dem Kopfe.

„Wer leihet in dieser Zeit auf Pfänder, ohne furchtbare Zinsen zu nehmen,“ sagte er nachdenklich. „Verkaufen, das ginge noch eher! Aber halt! Da fällt mir ein Scherz ein! Wahrhaftig, es geht. Ich, ich selbst kaufe Ihnen einen Theil Ihrer

Grundstücke ab. Silber zu kaufen, wäre doch zu stark; aber Feld, das geht. Der Schwiegervater dem Schwiegersohne! es ist lustig; aber vernünftig genommen ist es ja doch einerlei, denn Sie bekommen ja ohnehin einmal alle meine Habe."

Als der zukünftige Schwiegervater seinem Eidam die Grundstücke nannte, welche er ihm, der Form halber, wie er sagte, abkaufen wollte, bemerkte Antonio mit Verwunderung, daß Jener sein Besizthum so gut kannte, wie er selbst, ja es wollte ihn bisweilen bedünken, fast noch besser. Indessen lachte ihm heimlich das Herz, denn die Summe, welche er auf diese Weise für jetzt zur freien Verfügung erhielt, mußte der Anzahl der Felder nach, welche Dreganos bezeichnete, eine bedeutende werden.

Er war jung und bedurfte Geld, das mag ihn wohl entschuldigen, überdies aber bedachte er, daß, mit Sabina's Hand, doch Alles wieder ausgeglichen werden würde.

Als aber Dreganos die Summe nannte, welche er für diese Felder, die besten seines Besizthums, zu geben beabsichtigte, erstaunte er nicht wenig.

Sie betrug kaum die Hälfte der erwarteten.

„Wir legen noch Etwas zu,“ rief der Schwiegervater lachend, als er das lange Gesicht bemerkte, welches Antonio unwillkürlich zog.

Dann rief er scherzend seine Tochter, welche, als zukünftige Hausfrau, im Nebenzimmer sich mit den Zurüstungen zum Mahle beschäftigte.

„Was sagst Du dazu, ich kaufe da Deinem Männchen, Deinem tapfern Ritter, die Hälfte seiner Hacienda ab.“

Antonio dachte für sich, daß es gut zwei Drittheile wären, aber Sabina sagte:

„Pfui! ich liebe Schmuck und Juwelen, aber Geldsachen sind mir zu unrein. Macht das unter Euch aus. Mich kümmert das nicht.““

Als nun am andern Tage Antonio nach der Hacienda Dreganos' ritt, um das Geschäft vollends glatt zu machen, legte ihm derselbe eine, jeder Form entsprechende Kaufsurkunde vor, und sagte:

„Der Handel, welchen Sie eingehen, ist doppelt vortheilhaft für Sie, lieber Antonio, das fiel mir erst über Nacht ein. Nachdem Sie den größten Theil Ihrer Knechte mit sich in den Krieg nehmen, hätten Sie Ihr Feld ja gar nicht bestellen können. So sind Sie dieser Sorge los, und haben noch Geld obendrein.“

Hierauf händigte er ihm das Kaufgeld in Gold ein, und Antonio befand sich jetzt im Besitze einer artigen Summe, wenn er immerhin sicher

die Hälfte des wahren Werthes nicht erhalten hatte.

Es war ein Stück Romantik über ihn gekommen, seit er beschlossen hatte, mit seinen Leuten in's Feld zu ziehen, und nachdem er mit dem Vater die Geldgeschäfte beendet hatte, ließ er sich vor der Tochter auf ein Knie nieder, und bat sie um eine Schleife ihres Gewandes, so wie um ihren jungfräulichen Segen.

Er erwartete, daß sie ein Band von dem Kleide, welches sie eben trug, abnehmen, und dasselbe auf seinen Hut, oder an seine Brust befestigen werde, Sabina aber lachte, und sagte:

„Das ist ja ganz toll, und gar nicht mehr gebräuchlich.“

Als er aber wiederholt um ein Feldzeichen ihrer Farbe bat, ging sie in ein Nebenzimmer, um das Gewünschte zu holen, und ließ Antonio in einiger Verlegenheit zurück, da er nicht wußte, ob er in der Mitte des Zimmers knien bleiben sollte, bis sie wiederkehrte, oder ob er stehend das theure Pfand in Empfang nehmen sollte.

Da Sabina aber länger ausbleiben zu wollen schien, entschied er sich für das Letzte, und erhielt endlich von ihr ein ziemlich abgetragenes

braunes Band, welches sie ihm in die Tasche seiner Jacke schob, indem sie sagte:

„Wenn Du es verlieren solltest, so ist es kein großer Schade, denn ich kann es ohnehin nicht mehr gebrauchen.“

Vom jungfräulichen Segen war keine weitere Rede mehr. —

Nach drei Tagen waren die Rüstungen Antonio's so weit gediehen, daß für den folgenden Morgen der Abmarsch festgesetzt werden konnte, und als dieser erschienen, und Alles bereit war, trat Antonio unter seine Knechte, und hielt eine Anrede an dieselben, in welcher er ihnen sagte, daß sie nun keine Diener mehr seien, sondern seine Kriegskameraden, welche indessen seinem Befehle noch so lange gehorchen müßten, bis sie alle bei der Armee unter ein höheres Commando gestellt werden würden. Hierauf ermahnte er sie, wacker zu fechten für die Sache des Rechtes und der Ehre, und fügte schließlich hinzu, daß sie während des ganzen Krieges ihren Sold von ihm empfangen würden, da sie, so gut wie er selbst, sich als Freiwillige zum Heere begeben würden. Dann theilte er ihnen mit, wie hoch er diesen Sold bestimmt habe, und zahlte einem Jeden denselben auf drei Monate voraus.

Dieses, und auch die Anrede überhaupt, schien den Neuangeworbenen sehr zu gefallen. Sie versicherten ihn ihre Ergebenheit, und fügten bei, daß sie schon längst sich vorgenommen hätten, für die gute Sache zu kämpfen, und daß er sehen würde, daß sie diesen ihren Entschluß durchführen würden.

Hierauf empfahl Antonio einem alten Knechte, welchem er die Oberaufsicht über sein Besizthum übergeben hatte, gut Haus zu halten, und schied endlich, unter den Segenswünschen der Zurückgebliebenen, welche meist alte, und kaum mehr feldtuchtige Männer, und einige ebenfalls bejahrte Frauen waren.

Daß Antonio den Weg über die Hacienda seiner Braut einschlug, war natürlich, aber weder diese, noch ihr Vater, zeigten sich am Fenster. Man liebt in Chile, erfordert es nicht durchaus die Nothwendigkeit, das frühe Aufstehen nicht, und er tröstete sich also damit, daß Sabina wenigstens von ihm und seinen Kriegsthaten träumen werde. Immerhin aber war es ihm ein wenig verdrießlich, daß er nicht, wie er sich vorgenommen, einen zierlichen und zugleich kriegerischen Abschiedsgruß anbringen konnte.

Er wollte sich leicht in den Bügeln erheben,

seinen Säbel schwingen, und hierauf mit demselben ein S in die Luft zeichnen.

Freilich unterließ er das jetzt, da Niemand am Fenster erschienen war, aber dafür flatterte das braune Band desto lebhafter in der Morgenluft, als er mit seinen Leuten ärgerlich, und im gestreckten Galopp an der Hacienda vorüberflog.

Gegen seinen Willen fiel ihm ein, daß Rosa, wäre er durch ihr Dorf geritten, und hätte sie von seinem Vorüberziehen Kenntniß gehabt, gewiß schon eine Stunde früher unter der Thür ihres Hauses gestanden hätte. Aber er schlug sich das aus dem Sinne.

Es galt jetzt, zur Armee der Spanier zu gelangen, welche, wenigstens eine Abtheilung derselben, ohnfern der Araucanischen Grenze stand.

In gerader Richtung hatte man bis dorthin etwa hundert Stunden zurückzulegen, da man aber in keinem Lande der Welt in gerader Richtung reist, nicht einmal vermittelt der Eisenbahnen, so bedurfte man zu jener Zeit in Chile, um dorthin zu gelangen, wenigstens vierzehn Tage, denn trotz der Schnelligkeit und Ausdauer der chilenischen Pferde, so wie der Uebung und Geschicklichkeit ihrer Reiter, mußte man doch eine Menge Umwege machen, Flüsse durchschwimmen, enge Schluchten

passiren, und hundert andere Hindernisse überwinden, welche zwar unsere Reisenden alle gewöhnt waren und ihnen nicht beschwerlich erschienen, die aber dennoch den Weg in die Länge zogen.

Antonio hielt also mit Lorenzo, einem der Knechte, welchen er gewissermaßen zu seinem Adjutanten erwählt hatte, Rath, und da dieser schon früher eine ziemliche Strecke des in Aussicht stehenden Weges durchreist hatte, und auch Antonio nicht ganz ohne Kenntniß desselben war, so einigte man sich bald, und galoppirte, lustig und guter Dinge, den kommenden Ereignissen entgegen.

Der erste Tag verging trefflich.

Antonio wollte alle größeren Dorfschaften wozüglich vermeiden, einerseits weil er das Zusammentreffen mit den Ausständischen freundlich Gesinnten vermeiden wollte, andererseits weil es ihm Vergnügen machte, mit seinem kleinen Freicorps auf dem Felde zu übernachten.

Dies fällt in Chile noch heute zu Tage kaum auf, und man kann, ist überhaupt ein Gehöft oder eine Hacienda in der Nähe, für Geld und gute Worte leicht die nöthigen Lebensmittel erhalten.

Am Ende des ersten Tages machte also Antonio am Saume eines kleinen Gehöftes Halt,

sendete einen seiner Leute nach einem in einiger Entfernung gelegenen Dorfe, und nachdem der Mann mit den nöthigen Vorräthen zurückgekehrt war, entzündete man ein Feuer, speiste zu Abend, und schief hierauf, während die freigelassenen Pferde sich ihre Nahrung suchten, wohlgemuth im Freien.

In Chile ist dies keine Strapaze, sondern ein Vergnügen, und ich selbst habe nicht leicht angenehmer und ruhiger geschlafen, als eben unter dem reizenden und heitern Himmel jenes schönen Landes.

Der zweite Tag verlief so ziemlich wie der erste.

Als aber Antonio des Morgens erwachte, bemerkte er zwei seiner Leute, welche, bereits angekleidet, in einiger Entfernung vom Lagerplatze standen und sich über irgend eine Sache zu streiten schienen.

Er näherte sich denselben, und da sie ihn, wie es den Anschein hatte, im Eifer ihres Gesprächs nicht bemerkten, so wurde er bald Ohrenzeuge desselben.

„Wir müssen es dem Herrn sagen,“ rief der Eine.

„„Nein! wir überraschen ihn,““ sagte der Andere.

„Aber was wird er denken, wenn wir erst gegen Abend wieder zum Zuge treffen.“

„„Desto größer wird seine Freude sein, wenn wir den Gefangenen mitbringen!““

„Es wäre freilich nicht übel, aber —“

„„„Was soll's da geben?“““ rief jetzt Antonio, welcher mittlerweile ganz nahe hinzugetreten war.

Die beiden Knechte waren sehr erschrocken und wollten nicht mit der Sprache heraus, als aber Antonio endlich eine strenge Miene annahm, bekannten sie.

„Mario, welcher gestern Abend den Proviant in einem der beiden Häuser da drüben holte,“ sagte einer der beiden Knechte, „traf dort einen Burschen, der gewaltig groß that, den Patrioten spielte und prahlte, daß er dieser Tage zum Heere der Aufständischen ziehen wolle. Mario ließ sich ihm gegenüber Nichts merken, aber die Sache verdroß ihn ungemein, und als er sie uns mittheilte, beschloßen wir hinüber zu reiten, den Tölpel aufzugreifen und als Gefangenen mit uns in's Lager der Unsrigen zu führen. Jetzt stritten wir, ob wir Ihnen, Don Antonio, die Sache vorher sagen, oder Euch eine Ueberraschung mit unserer Beute machen wollten.“

Obgleich Antonio innerlich von dem Eifer seiner Leute entzückt war, so gab er dies dennoch nicht kund, sondern sagte ernsthaft:

„Es streitet gegen alle Kriegsregel, irgend Etwas ohne den Willen oder den Befehl des Anführers zu unternehmen, wartet daher, ich werde mir die Sache überlegen und Euch sagen, was ich beschlossen habe.“

Hierauf rief er Lorenzo, um ihm die Angelegenheit mitzutheilen, und ihn um Rath zu fragen, obgleich er bereits entschlossen war, seine Zustimmung zu geben, da es ihm reizend erschien, sogleich beim ersten Auftreten im Lager der Spanischen mit einem Gefangenen zu erscheinen.

Lorenzo indessen hatte seine Bedenken.

„Wir haben noch einen weiten Weg vor uns,“ sagte er, „und einen Gefangenen so lange zu hüten, hat seine Schwierigkeiten. Es wird zwar den beiden Burschen wenig Mühe machen, ihn hierher zu bringen, aber es wäre eine Schande, wenn er uns wieder entkäme.“

Antonio erwiederte:

„„Ich habe ohnedies beschlossen, von heute an, wie es im Felde gebräuchlich ist, des Nachts eine Wache aufzustellen, denn als ich heute einmal zufällig erwachte, schnarchte die ganze Truppe und

schlief so fest, daß man ohne alle Mühe uns Alle gefangen nehmen, oder wenigstens unsere Waffen, und die Pferde hätte stehlen können!““

„Ja,“ sagte Lorenzo, „dies wird nöthig sein, und diese Wache kann dann auch stets den Gefangenen beaufsichtigen. Einen guten Eindruck würde freilich die Sache auf unsere Leute machen, aber — —“

„„Ich habe bereits meinen Entschluß gefaßt,““ erwiderte jetzt Lorenzo, und nachdem er die beiden Wagemüthe herbeigerufen hatte, sagte er zu ihnen:

„„Reitet sogleich hinüber und sucht Euch des prahlerischen Narren zu bemächtigen, fangt dies aber klug an und sucht die Bevölkerung jener Häuser oder jener Dorfschaft nicht unnöthiger Weise gegen Euch aufzureizen. Sollte aber das Volk Miene machen, sich gegen Euch zu empören, so handelt als Männer und wendet alle Strenge an.““

Die Knechte grüßten auf militairische Weise, wenn vielleicht auch nicht vollkommen regelrecht, und gingen sogleich zu ihren Pferden, aber der eine von ihnen wendete sich wieder, indem er einige Worte leise zu Lorenzo sagte.

„Was wollte der Mann?“ fragte Antonio.

„„Er fragte,““ erwiderte Lorenzo, „ob es

ihnen, im Falle das Volk sich ihrem Plane widersetzen würde, erlaubt sei, Feuer in das Dorf zu werfen.““

„Ich will nicht,“ antwortete Antonio menschenfreundlich, „daß mein Weg zur Armee mit Blut und Brand bezeichnet werde, und nur im äußersten Nothfalle sollen sie von diesem Mittel Gebrauch machen.“

Als Lorenzo den Knechten diese Ordre überbrachte, rief dieselbe große Heiterkeit hervor, denn Beide lachten unmäßig, fast etwas allzustark, wie es Antonio schien, und dann sprengten sie lustig von dannen.

„Etwas vom Teufel steckt doch in jedem Menschenkinde,“ sagte Antonio zu sich selbst. „Diese zwei Bursche, welche bisher nur friedlichen, ländlichen Beschäftigungen obgelegen haben, sind plötzlich wilde Krieger geworden, und geberden sich wie toll vor Vergnügen, weil sie die Erlaubniß erhalten haben, im Nothfalle die Wohnungen ihrer Mitmenschen mit Feuer und Schwert verheeren zu dürfen.“

Antonio brach kurz darauf mit seinen Leuten ebenfalls auf, und nachdem sie eine Weile zwischen zwei Hügelabhängen in einem reizenden, mit Bäumen bestandenen Thale dahingezogen waren,

brach Lorenzo, der wie gewöhnlich neben Antonio voranritt, das Stillschweigen und sagte:

„Edler Herr! Ihr seid ja plötzlich ganz schweigsam geworden, und blickt immer sinnend vor Euch nieder. Was habt Ihr denn?“

Antonio lachte und erwiderte:

„„Das fehlt noch, daß Du mich „edler Herr“ nennst! Wisse, daß ich mir eben Skrupel darüber mache, ob ich nicht in der letzten Zeit allzusehr in das Thun, die Redeweise, und daß ich's nur ganz sage, in den Styl des edlen Ritters von la Mancha verfallen, und gewissermaßen eine schlechte Copie von demselben bin.““

„Das thut Nichts,“ versetzte Lorenzo; „ich kenne den Sennor von la Mancha zwar nicht, aber wenn er zu Eueren Bekannten gehört, so muß es jedenfalls ein sehr wackerer und vornehmer Herr sein, aber ich denke auch ohne dies: Ein Jeder redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und: Man soll thun, was man nicht lassen kann, und: Der Styl des edlen — —“

„„Höre auf, ich bitte Dich,““ rief Antonio; „„Du selbst wirst jetzt Sancho Pansa, mit oder ohne Willen.““

„Ich heiße weder Sancho, noch werde ich

Pansa *), versetzte Antonio, denn im Felde hat man dazu keine Zeit, aber ich begreife immer noch nicht, weshalb Ihr Euch eigentlich Skrupel macht.“

„„Die Sache ist die,““ erwiderte Antonio, „„daß noch vor kurzer Zeit, zum Beispiel in Santjago und auf der Hacienda des Sennor Dreganos, an mir keine Spur dieses sonderbaren kriegerischen Geistes zu bemerken war, während jetzt, seit einigen Tagen —““

„Ach, jetzt weiß ich, was Ihr sagen wollt,“ rief Lorenzo eifrig: „aber laßt Euch das nicht anfechten. Der Mensch ändert sich alle sieben Jahre, wie man sagt, und da kann ja gerade jetzt, vor einigen Tagen, eine solche Veränderung bei Euch zum Durchbruch gekommen sein, und übrigens kann ein junger Herr, wie Ihr, der auf einmal, und ganz von selbst, Soldat geworden ist, wohl eine Zeit lang auf solche Sprünge kommen.“

„„Ja,““ sagte Antonio nachdenklich; „„aber ich weiß eben immer noch nicht, ob dieses Wesen zu meinem Charakter paßt.““

„Es paßt,“ rief Lorenzo, „es paßt, verlaßt Euch darauf, ob ich gleich nicht genau weiß, was Charakter ist. Aber manche Andere werden auch

*) Pansa, im Spanischen: Dickbauch.

nicht klüger sein, und am Ende vergeht's von selber wieder, wie der Schnupfen, oder wie Liebesverhältniß; denn es heißt im Sprüchwort —“

„„Halt! genug,““ sagte Antonio; „„wir verrennen uns sonst immer tiefer.““

Hierauf sprachen sie von dem Vorhaben der beiden abgesendeten Knechte, und als gegen Abend dieselben noch nicht zurückgekehrt waren, bemerkte Lorenzo, daß sie ohne Zweifel, um die Landleute nicht auf die Spur des Hauptzuges zu lenken, einen andern Weg eingeschlagen haben, und erst in einigen Tagen wieder zu der Truppe stoßen würden.

Man übernachtete, wie gewöhnlich, im Freien, und stellte, wie es Antonio sich vorgenommen hatte, eine Wache aus, so wie überhaupt jetzt Alles nach militairischen Regeln vollführt wurde, so weit sie nämlich Antonio und Lorenzo bekannt waren.

Hatten die Knechte eben keine anderen Beschäftigungen, so grüßten sie, wenn man sich irgendwo gelagert hatte, ihren jungen Herrn nach Art der wirklichen Soldaten, indem sie die Hand an ihren Hut legten, und bisweilen hierzu ein höchst ernsthaftes Gesicht machten, bisweilen aber auch lachten; Meldungen, welche sie ihm zu machen

hatten, überbrachten sie ihm in ebenderselben ehrfurchtsvollen Stellung, wenn sie es eben nicht gerade vorzogen, auf der Erde liegen zu bleiben, und ihm den Rapport gemüthlicher Weise auf diese Art zukommen zu lassen.

Antonio war zufrieden mit diesen ersten Anfängen von Subordination, und so vergingen noch drei weitere Tage, ohne daß etwas Besonderes vorgefallen wäre.

Als aber am siebenten Tage der Reise, oder wenn man lieber will, des Marsches, die beiden Knechte noch immer nicht mit ihrem Gefangenen eingetroffen waren, sagte Lorenzo, als man sich des Mittags anschickte, einen der Leute nach einem, in einiger Entfernung liegenden Dorfe nach Nahrungsmitteln zu senden:

„Des Herrn Auge macht die Pferde fett, das heißt ich will selbst hinüberreiten; und nach den beiden Dummköpfen forschen. Ich zweifle nicht, Nachricht von ihnen zu erhalten, oder sie vielleicht selbst zu treffen.“

Antonio gab ihm die Erlaubniß hierzu, ohne daß er dieselbe eigentlich verlangt hätte, und er machte sich sogleich auf den Weg.

Als er in angemessener Zeit zurückkehrte, schwenkte er schon in der Entfernung sein Za-

schentuch, und Antonio erwartete nichts Anderes, als daß die Erwarteten bald hinter ihm erscheinen würden.

Er kam indessen allein zum Lagerplatze zurück, meldete aber, daß er die erfreulichsten Dinge zu berichten habe.

„Jetzt fängt unser Glück an,“ sagte er. „Die beiden Bursche haben erstlich ihren Gefangenen, dessen sie sich unschwer bemächtigten, bereits bis in jene Ortschaft gebracht, und morgen Abend werden sie zu uns stoßen. Jener prahlende Patriote hat ganz andere Saiten aufgezogen, und ohne Zweifel wird er froh sein, bei uns Dienste nehmen zu dürfen. Aber die Hauptsache ist Folgendes: In jenem Orte befinden sich vier junge Leute, welche höchst begierig sind, wackere Soldaten zu werden, und in den Krieg zu ziehen. Nun wißt Ihr selbst, Don Antonio, wie dumm die Bauern sind.“

Antonio unterbrach ihn.

„„Nein,““ sagte er, „„das ist nicht meine Meinung. Ich halte den Bauernstand für einen höchst achtungswerthen und ehrenvollen Beruf, und liebe die Bauern. Ich bin ja, wenn Du willst, als Haciendenbesitzer selbst ein Bauer.““

„Da behüte mich Gott,“ erwiederte Lorenzo,

„daß ich Euer Gnaden so was Einfältiges zumuthen sollte. Das will ich nicht. Und was die Achtung, die Ehre und die Liebe gegen die Bauern betrifft, so reden freilich die vornehmen Herren und die großen Gelehrten viel davon, wenn's aber drauf und dran kommt, so weiß man schon, wie's geht. Das ist aber nicht mehr als recht und billig, und ein Unterschied muß sein, denn nicht alle Ferkel können schwarze Ohren haben, und ein Esel mit einem Federbusche glaubt ein Maulthier zu sein, und — —“

„„Ein für alle Mal,““ rief Antonio ungeduldig, „„verbiete ich Dir jetzt die Anwendung dieser abgeschmackten Sprüchwörter. Es scheint fast, als ob Du mich und andere Leute foppen wolltest. Sage lieber, was es mit den vier jungen Leuten für eine Bewandniß hat.““

„Die Sache ist die,“ sagte Lorenzo, „daß die Tölpel Kriegsdienste nehmen wollen, und nicht wissen, auf welche Seite sie sich schlagen sollen.“

„„Warum hast Du sie nicht belehrt?““

„Man darf ja, bei Eurer Vorliebe für das Bauernvolk, nicht sagen,“ versetzte Lorenzo, „daß alle Bauern widerhaarige und verstockte Lämmel sind. Aber hätte ich ihnen gesagt: So und so, das heißt, kommt mit mir zu den Spanischen, so

wären sie alle vier zu den verdamnten Patrioten gelaufen, nur um zu widersprechen.

„Solche Bursche müssen durch gutes Beispiel belehrt werden.

„Ich schlage vor, wir schicken vier unserer schönsten Leute hinüber in das Dorf, und diese beginnen dort wacker zu trinken und zu schmausen.“

„„Als gutes Beispiel!““ sagte Antonio.

„Freilich. Hierauf scherzen sie mit den Frauen und Mädchen, und endlich beginnen sie, zum Schein, ein Spiel, und lassen vieles Geld sehen.

„Was gilt die Wette: Die Bursche fragen, bei wem unsere Leute dienen, und geben noch die besten Worte, daß wir sie mit uns ziehen lassen.“

„„Wir müssen also vollständig Werber abschicken!““ sagte Antonio nachdenklich. „„Aber immerhin habe ich Bedenken. Ein Befehlshaber, der in bereits halbwege feindlichem Lande marschirt, soll niemals seine Truppe allzu sehr schwächen oder vertheilen. Ich befehlige zehn Köpfe, und jetzt sind wir noch zu acht beim Hauptcorps. Gehen diese vier hinüber auf Werbung, so bleiben nur noch vier!““

„Ein General, der durch ein Land zieht,“ versetzte Lorenzo, „in welchem er der Bevölkerung nicht recht traut, thut wohl, seine Kriegsvölker in

einzelnen Abtheilungen marschiren zu lassen, damit er das Landvolk an mehreren Orten zugleich in Furcht und Schrecken versetzt und damit die verschiedenen Regimenter sich zu rechter Zeit gegenseitig unterstützen können. Auch wird die Proviantirung kleiner Truppenkörper leichter von Statten gehen können, als die größerer Massen.“

„„Gott allein weiß, wie es zugeht,““ sagte Antonio, „„daß Du auf einmal solche Kenntnisse im Kriegswesen entwickelst, ich begreife es nicht, aber ich glaube, am Ende hast Du nicht ganz Unrecht.““

„Dazu kommt noch,“ fuhr Lorenzo fort, „daß die beiden Knechte mit ihrem Gefangenen, und die vier Werber mit ihren vier Angeworbenen, morgen wieder zu uns stoßen. Wir sind dann zwanzig Mann, stark und das Landvolk, welches bereits Nachricht erhalten haben wird, daß das Regiment Eurer Gnaden in einzelnen Bataillonen durch das Land marschirt —“

„„Schwache keinen solchen Blödsinn,““ sagte Antonio, „„es ist lächerlich, unsere Truppe ein Regiment zu nennen, und Alles in Allem wären wir doch immer nur sechszehn Mann, Du sprichst von zwanzig!““

„Euch rechne ich für fünf,“ erwiederte Lorenzo.

Antonio überhörte, wie es schien, diese Schmeichelei, und überlegte sich schweigend eine kurze Zeit lang den Plan Lorenzo's.

Allerdings schien es ihm außerordentlich verführerisch, mit fünfzehn Männern beim Heere anzukommen, und er hoffte, daß sich vielleicht unterwegs selbst noch Mehrere anschließen würden, und er alsdann dieser nicht unbedeutenden Verstärkung halber mit Auszeichnung empfangen werden würde.

Zugleich beschloß er, von jetzt an den neu Angeworbenen einen etwas geringern Sold auszugeben, denn obgleich er gut mit Geld versehen war, so glaubte er doch endlich nicht auszukommen, wenn sich noch eine größere Anzahl Rekruten einfänden würde.

Endlich gab er Lorenzo seine Zustimmung zu der Werbung, und befahl ihm zugleich, vier geeignete Leute für die Expedition auszusuchen, und dieser war mit überraschender Schnelle mit diesem Auftrage fertig, so daß man sah, daß er wohl schon vorher die Sache überlegt haben mußte.

Uebrigens fiel es Antonio auf, daß Lorenzo keineswegs die hübschesten seiner Leute zu der Werbung bestimmte, sondern selbst einen gewissen Macario derselben zugetheilt hatte, der eigentlich ein abscheulicher Knirps war, wegen dessen er selbst

im Stillen schon seine Betrachtungen angestellt und Sorge gehabt hatte, daß man im Lager der Spanier nicht eben mit Wohlgefallen auf ihn blicken würde.

Er nahm Lorenzo auf die Seite, und theilte ihm dies mit.

„Euer Gnaden,“ sagte dieser, „Alles mit Absicht. Dieser Macario ist zwar keine Schönheit, aber ein Ausbund von List und Verschlagenheit. Er ist im Stande, eine ganze Gesellschaft, natürlich seines Gleichen, Stunden lang ganz allein zu unterhalten mit seinen Schnurren und Possen, dabei schlägt er die Laute, singt zum Entzücken und hat bereits zu Hause allen Weibsbildern die Köpfe verdreht. Den Kerl kann ich nicht entbehren. Er ist eine wahre Perle für unser Vorhaben.“

„„Ich erfahre da lauter neue Dinge,““ versetzte nachdenklich Antonio, „„ich hielt ihn bisher immer, neben seiner Häßlichkeit, auch noch für einen Einfaltspinsel, aber Du scheinst ihn besser zu kennen, und wenn er wieder zurückkommt, so soll er uns während des Marsches belustigende Dinge vormachen, das verkürzt die Hälfte des Weges.““

„Ihr lacht Euch krank,“ sagte Lorenzo, „wenn

er anfängt seine Poffen zu machen, aber jetzt glaube ich, wird es gut sein, wenn Ihr den Burschen ein paar Thaler mitgebt, daß sie auf Euer Gnaden Gesundheit drüben im Dorfe trinken, und den Leuten einen rechten Begriff von sich beibringen können.“

Antonio gab ihnen eine Gold-Unze, und die vier Werber sprengten jubelnd von dannen.

„Das Capital ist gut angewendet,“ sagte Lorenzo zufrieden. „Diese vier Lockvögel bringen uns vier andere, an denen Ihr Eure Freude haben werdet. —“

Der jetzt ziemlich zusammengeschmolzene Trupp zog weiter, und als man Abends einen Lagerplatz gefunden und ein Feuer entzündet hatte, bedauerte Antonio fast, Macario mit seinen unterhaltenden Späßen nicht bei der Hand zu haben. Es war eine Art trüber Stimmung über ihn gekommen, und er fragte sich, ob er wohl klug gehandelt, so viele Leute von sich zu lassen. Aber es war nicht mehr zu ändern, und er suchte sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen.

Aber auch Lorenzo saß trübselig und in sich gefehrt neben ihm, und als er ihn um die Ursache befragte, erfuhr er, daß derselbe eine un-

erklärliche Angst in sich verspüre, von welcher er sich keine Rechenschaft geben könne.

„Es wird in diesem Falle gut sein,“ sagte Antonio, „heute Nacht ordentlich Wache zu halten, und auf unserer Hut zu sein.“

Aber die Nacht verging ruhig, und die heitere, frische Morgenluft verscheuchte bald die trüben Gedanken Antonio's, und wie es schien, auch die, Lorenzo's.

„Heute Abend,“ sagte er zu Antonio, „wenn alle unsere Leute beisammen sind, wird es lustig zugehen, und wir wollen wacker auf die Gesundheit Eurer Gnaden trinken.“

Nachdem man einige Stunden geritten war, kam man an einen Fluß, und passirte denselben wie gewöhnlich zu Pferde, indem der bis an denselben führende Weg meist schon eine leichtere Stelle bezeichnete, auf welcher die Pferde fußen konnten, oder doch wenigstens bald wieder festen Grund bekamen, mußten sie auch eine kurze Strecke lang schwimmen.

Da Lorenzo diese Gegend bereits früher durchreist hatte, so ritt er bei solchen Gelegenheiten meist voran, ihm folgte Antonio, und dann kamen die Uebrigen.

Ist man nicht sehr geübt, so thut man wohl,

beim Passiren eines Flusses auf solche Weise, die Augen unverwandt auf das Pferd des voran Reitenden zu richten, indem man, strömt das Wasser einigermaßen stark, nicht selten vom Schwindel ergriffen wird, und Antonio, welcher derlei noch nicht gerade häufig bestanden hatte, blickte daher stets auf die Croupe von Lorenzo's Pferd.

Aber als man etwas über die Hälfte des Flusses gewonnen hatte, hörte er plötzlich einen lauten Aufschrei, und als er nach jener Richtung blickte, sah er einen seiner Knechte, welcher bereits an fünfzig Schritte weit stromabwärts getrieben war, und wie es schien völlig rathlos, und in Gefahr zu ertrinken, die Hände über den Kopf zusammenschlug, anstatt sein Pferd zu lenken.

„Juan ertrinkt!“ riefen jetzt die beiden, noch hinter ihm befindlichen Knechte, Lorenzo aber gebot, vor Allem das Ufer zu erreichen, da nachschwimmen Nichts helfen könne.

Jetzt verschwand Juan hinter einer felsigen Krümmung des Flusses, und als man das Ufer erreicht hatte, war keine Spur mehr von ihm zu bemerken.

„Der gute Junge ist vom Wasser hinweggeführt worden und hat seinen Tod gefunden,“ sagte Lorenzo, indem er mit dem Ende seines

Poncho über die Augen fuhr, „das bedeutete meine Ahnung von gestern.“

Antonio wollte längs des Flusses hinreiten, um dem Verunglückten vielleicht dennoch Hilfe bringen zu können, aber Alle versicherten ihn, daß bei derartigen Vorfällen dies umsonst sei, daß Juan längst ertrunken, und daß es am Besten wäre, seinen Weg weiter fortzusetzen.

Zwar glaubte er zwischen den Felsen des Ufers einmal einen Reiter dahinjagen zu sehen, aber Lorenzo und eben so die beiden Anderen, konnten durchaus Nichts bemerken, und so gab er endlich nach, und ritt verstimmt und bekümmert weiter.

Man nahm schweigend das Mittagsmahl ein, und Antonio ärgerte sich im Stillen über die Gleichgültigkeit der beiden Knechte, und selbst Lorenzo's, welche Alle wacker einhieben, und den Tod ihres Kameraden bereits vollständig vergessen zu haben schienen, aber Lorenzo, gegen welchen er sich endlich äußerte, sprach:

„Im Felde geht das nicht anders, heute roth, morgen todt, und wenn unsere anderen Bursche zu uns stoßen, ist der Schaden wieder ausgeglichen.“

Aber die Sonne war bereits stark im Sinken, und es ließ sich von den Erwarteten Nichts erblicken.

Dagegen bemerkten jetzt die Leute Antonio's

Etwas, wovon er durchaus Nichts wahrnehmen konnte.

Lorenzo hielt nämlich plötzlich sein Pferd an, und zeigte auf die Spitze eines Gehölzes.

„Dort!“ sagte er.

„„Caramba!““ riefen die beiden Knechte.

„„„Was giebt's denn? ich sehe ja Nichts!“““

„Dort! dort!! Reiter! und das sind die Unserigen nicht, es sind Feinde!“

„„„Ich kann Nichts sehen,“““ erwiderte Antonio, welcher sich auf das Aeußerste anstrengte; „„„ich sehe bloß Bäume.“““

„„Oh,““ versetzte Lorenzo, „„Euer Auge wird sich bald darau gewöhnen, einen solchen, halb verborgenen Feind erkennen zu können. Aber bleiben Euer Gnaden hier halten; wir Drei wollen hinreiten, den Feind aus seinem Verstecke jagen, und ihm, wenn es sein kann, eine Schlacht liefern.““

„„„Zum Teufel!“““ entgegnete Antonio ärgerlich; „„„bin ich ein altes Weib, daß ich allein hier bleiben soll, während Ihr Euch schlägt! Obgleich ich immer noch Nichts sehen kann, will ich doch mit Euch auf den verwünschten Wald zureiten.“““

Aber Lorenzo sagte feierlich:

„Da sei Gott vor, daß wir unsern Befehls-

haber jetzt, wo wir seiner so sehr bedürfen, der Gefahr aussetzen, in einen Hinterhalt zu fallen. Wenn es aber Euer Wille ist, so sollen diese Beiden allein hinreiten, und den Feind zwingen, sich in's Freie zu begeben, worauf wir Beide, die wir hier zurückbleiben werden, ihm entgegenrücken und das Gefecht aufnehmen werden."

Kaum hatte Lorenzo diese Worte gesprochen, als die beiden Knechte, ohne Antonio's Befehl abzuwarten, auf den Wald zujagten.

„In Zukunft werde ich befehlen, und nicht Du,“ sagte Antonio; aber in diesem Augenblicke hatten die Knechte den Wald erreicht, und bald darauf knallten zwei Schüsse.

„Ah,“ rief Lorenzo, „jetzt sind sie an die Feinde gekommen; sogleich werden dieselben aus dem Gehölze getrieben werden. Ich höre bereits das Toben des Kampfes, das Klirren der Schwerter, das Schmettern der Trompeten und die Alles über-tönende Stimme der Befehlshaber. Jetzt schon kann das Schlachtfeld mit den Leichen der Gefallenen bedeckt sein, und bald wird der Feind, durch unsere tapferen Truppen gezwungen, den Wald verlassen, und im Freien sich aufstellen; dann marschirt unsere Abtheilung ihm entgegen — —“

„„Halt's Maul!““ rief jetzt Antonio in Wuth;
 „„hältst Du mich für ein kleines Kind, weil Du
 mir solche Narrheiten vorschwazest? Es ist weder
 Etwas zu sehen, noch zu hören.““

Lorenzo schwieg; aber nach kurzer Zeit sagte er:

„Das Schlachtgetöse ist wirklich jetzt verstummt.
 Vielleicht hat der Feind sich, gegen Hoffen und
 Erwarten, tiefer in jene unermesslichen Waldun-
 gen zurückgezogen, und unsere Leute, allzuühzig
 im Handgemenge, haben ihn verfolgt.“

„„Sedenfalls,““ sagte Antonio, „„werde ich
 jetzt hinreiten und sehen, wo die beiden Schufte
 sich herumtreiben.““

„Wenn Ihr Euch der Gefahr aussetzen wollt,
 kann ich's nicht hindern,“ sagte Lorenzo; „aber
 ich will hier bleiben, damit unsere Stellung auf
 diesem Platze nicht gänzlich entblößt ist.“

„„Mache, was Du willst, einfältiger Narr,““
 rief Antonio, indem er seinem Pferde die Sporen
 gab, und auf den Wald zusprengte.

Aber er fand in demselben keine Spur eines
 Zusammenstoßes der Seinigen mit irgend einem
 Feinde. Die Hufspuren der Ersteren konnte er
 wohl eine Zeit lang verfolgen, dann aber ver-
 schwanden diese auf steinigem Grunde, und nach-

dem er das kleine Gehölz durchritten, sah er eben so wenig Etwas von den beiden Knechten.

Er rief, aber Niemand antwortete ihm. Kopfschüttelnd ritt er jetzt zurück.

Auch Lorenzo war fort! Er war allein!

Jetzt fiel es wie Schuppen von seinen Augen.

„Sie sind zum Teufel gegangen, die Schuste,“ sagte er zu sich selbst, „und die Anderen eben so, und der Hauptspießbube Lorenzo hat ihnen Allen die Anleitung gegeben!“

Aber da es bereits dunkelte, war er gezwungen, alle weitere Betrachtung für das Erste aufzugeben, und sich vor Allem nach einer Lagerstätte umzusehen. Noch vor Anbruch der vollständigen Nacht hatte er einen halbwege günstigen Platz gefunden, und nachdem er aus einer kleinen Quelle mittelst der hohlen Hand etwas Wasser getrunken und eine alte Brodrinde gekaut hatte, hüllte er sich in die Pelzdecke seines Sattels und versuchte zu schlafen, während sein Pferd, welches jetzt keine Kameraden mehr hatte, neben ihm stand und traurig den Kopf hängen ließ.

Aber es kam keine Ruhe über ihn. Er hatte Hunger, und bedachte jetzt, daß seine entflohenen Knechte, welche die Ueberbleibsel des Mittagsmahles mit sich führten, gegenwärtig ohne Zwei-

fel wacker schmausend, sich über ihn lustig machen würden. Dann wurde es ihm klar, daß Alle, mit seinem dreimonatlichen Solde, mit seinen Pferden und seinen Waffen zu den Patrioten gegangen sein würden.

Das machte ihn vollkommen wüthend, besonders wenn er die Art und Weise bedachte, wie Einer nach dem Andern sich entfernt hatte.

Er sprang tobend auf.

Aber was hilft alles Toben, wenn man sich in einer Einöde befindet, der Gegenstand unseres Zorns aber weit entfernt und in Sicherheit!

Mehr als dieser Gedanke trug aber endlich zu seiner Beruhigung die Ueberlegung bei, daß die Entflohenen ihn eben so hätten ermorden, oder wenigstens seiner Baarschaft berauben können.

Sie thaten das nicht, ja sie scheuten sich sogar, ihn offen zu verlassen, und nahmen allerlei Vorwände hierzu. Das tröstet ihn einigermaßen. Daß sie Alle aber ihn eigentlich dabei ein wenig foppten, übersah er absichtlich, oder schlug es sich aus dem Sinne. Er wußte ja, daß seine Landsleute gern allerlei Scherz treiben.

Endlich schlief er ein, und als er später wieder erwachte, empfand er weniger Zorn als Kummer, und zugleich Sorge für die nächste Zukunft.

Zu den Spaniern mußte er ziehen, denn nach Hause zurückzukehren war unmöglich. Eher zehnfachen Tod leiden! Aber er hatte kaum Kenntniß der Wege, und nach der Art, wie sich seine Knechte entfernt hatten, war anzunehmen, daß bei Weitem der größere Theil der Bevölkerung auf Seite der Patrioten war.

Er hatte also eine mühsame und beschwerliche Reise vor sich.

Unwillkürlich dachte er an Rosa. Was hätte er darum gegeben, wenn er ihr seine Sorgen hätte mittheilen können, aber Sabina kam ihm gar nicht in den Sinn, und als dies später geschah, erschraf er fast vor dem Gedanken, daß sie seine unglücklichen Abenteuer erfahren könne.

Er fürchtete ihren Spott.

Rosa hätte ihn getröstet, das wußte er, und es fiel ihm doppelt schmerzlich auf's Herz, daß er sie verlassen hatte.

Diese Nacht gehörte nicht zu den angenehmsten seines Lebens, und als es endlich Tag geworden, war er unendlich froh.

Die letzten Stunden der Nacht und die ersten des Morgens, sind schlimmer als schlimm, wenn man Thorheiten begangen hat, oder sich überhaupt im Unglück befindet.

Jetzt trieb ihn der Hunger in ein Dorf, in welchem ihm Geld eine erträgliche Aufnahme verschaffte, und nachdem er sich mit Nahrungsmitteln versehen, und vorsichtig Erkundigungen nach dem einzuschlagenden Wege eingelesen hatte, setzte er seine Reise weiter fort.

Aber es ward ihm nicht allenthalben so gut, denn er bemerkte bald, daß er sich mitten in einer Bevölkerung befand, welche gänzlich den Patrioten zugethan war, und häufig mußte er Spottreden anhören über seine Parthei, die ihn schmerzten und ärgerten.

Aber „Boilar a son que se toca!“

„Mit den Wölfen muß man heulen!“

Und er heulte mit ihnen nach Kräften, und gab sich bald für einen Patrioten aus, der zum Heere ziehen wollte, bald für Einen, dem die Spanier Alles genommen, und obgleich man ihn nicht aller Orten Glauben schenkte, ja er sich selbst genöthigt sah, mehrmals bei Nacht und Nebel davon zu gehen, um nicht in schlimme Händel zu gerathen, so kam er doch auf mancherlei Umwegen am zehnten Tage, nachdem ihn seine letzten Knechte verlassen hatten, zur Armee der Spanischen.

Während man ihn aber unter dem patriotisch gesinnten Landvolke häufig für einen spanisch Ge-

sinnten gehalten hatte, sah man ihn hier für einen verkappten Aufständischen an, und befand sich anfänglich in Zweifel, ob man ihn hängen oder erschießen solle.

Man that indessen keins von Beiden, sondern war eben im Begriff, ihn mit Hunden aus dem Lager zu hegen, als zufällig ein Mann vorüberging, der ihn erkannte, und gut für ihn sagte. Jetzt durfte er als Freiwilliger eintreten, und nach einigen kleinen Gefechten, in welchen er sich gut gehalten hatte, faßte man vollständiges Vertrauen zu ihm.

Fast ein halbes Jahr lang focht man jetzt mit abwechselndem Glücke, aber während das Heer der Patrioten sich täglich verstärkte, erhielten die Spanier vom Mutterlande nicht die mindeste Unterstützung, und da man trotz einzelner Siege der Spanischen dennoch wohl voraussehen konnte, daß sie endlich unterliegen würden, so fielen bald fast alle Diejenigen von ihrer Parthei ab, welche aus materiellen Gründen bisher noch zu ihnen gehalten hatten.

Die spanische Armee focht jetzt bereits buchstäblich im Feindeslande und konnte sich auf wenig mehr verlassen, als auf Arm und Schwert.

Mittlerweile hatte sich der Krieg nach dem Norden gezogen. Mehrfache Kämpfe hatten in der Nähe von Antonio's und des Sennor Dreganos Hacienda statt gefunden, und wie das im Kriege eben so zu gehen pflegt, sowohl einzelne Hacienden, als auch ganze Ortschaften waren vollständig zerstört worden.

Statten wir wieder einmal einen Besuch ab auf der Hacienda des Sennor Dreganos, und das zwar am Spätabend des fünften April im Jahre 1818.

Kurz vorher, am neunzehnten März, hatte Osorio bei Cancharoyada die Patrioten geschlagen, aber sie hatten sich rasch wieder gesammelt, eine zweite Schlacht stand in Aussicht, ja man erwartete jeden Tag die Nachricht einer solchen.

Die schöne Sabina saß neben ihrem Vater, ausruhend von den Mühen des Tages, während er, stets thätig, sich damit beschäftigte, Cigarren zu rauchen.

„Ich weiß doch nicht,“ sprach Sabina, „ob Du recht gethan hast, Dich bestimmt für die Patrioten zu erklären, wer weiß, was geschieht, und wenn die Spanischen nochmals siegen, wie dann?“

„„Was heißt bestimmt erklärt?““ erwiderte

Dreganos. „„Habe ich gefochten? — habe ich öffentliche Reden gehalten? Ich habe den Patrioten gesagt, daß ich Schwärme für ihre Sache, und habe ihnen, wenn gleich stets mäßig, Speise und Trank gereicht, wenn sie hier vorüberzogen; bisweilen auch etwas Geld, ebenfalls nicht viel, da ich stets schwor, daß mich die Spanischen bereits vollkommen ausgeplündert.

„„Kamen diese, so habe ich mich nach meinem Schwiegersohne erkundigt, der in ihren Reihen fechte, und gejammert, daß ich zu alt sei, das Schwert für unsere Sache zu führen. Aber in Haus und Hof stehe ihnen zu Gebot das Wenige, welches mir die schurkischen Patrioten gelassen.

„„Zwei Fahnen besitzen wir ebenfalls, und Du weißt selbst, daß wir, je nach Bedürfnis, die eine oder die andere aufstecken, da man zum Glück die patriotischen Narren so gut wie die königlichen schon in der Ferne an ihren Farben erkennt. Was willst Du mehr?““

Sabina schien beruhigt, nach einiger Zeit jedoch sagte sie mit gleichgültigem Tone:

„Ich möchte doch eigentlich wissen, was der Ritter Antonio macht.“

Dreganos blies eine dicke Rauchwolke in die Luft.

„„Er hat mir seine Felder verkauft, und nicht verpfändet,““ sagte er hierauf.

Sabina lachte, und sagte:

„Das heißt, es ist Dir gleichgültig, ob er wiederkommt, oder nicht. Mir ist es ebenfalls einerlei. Geheirathet hätte ich den Narren doch nicht, nachdem er einmal auf solche lächerliche Weise von seinen Leuten gefoppt wurde.“

„„Narr, das ist die rechte Bezeichnung,““ erwiderte Oreganos, „„für einen Menschen wie er, welcher auf sogenannte „ehrenhafte Weise“ zu irgend einer Parthei hält. Zwei Fahnen, das ist die Hauptsache! Die Massen werden bei jeder politischen Bewegung dirigirt, sei's durch die Presse, sei's durch einzelne Menschen, die im Trüben fischen wollen, oder durch solche, in deren Gehirn sich ein Jugendschwindel verknöchert hat. Der große Haufe, einfältige Besizende sowohl, als arme Teufel, schreien nach, was ihnen diese vorsehen, zum Theil aus Furcht, zum Theil, weil sie glauben, daß man sie dann für außerordentlich klug und aufgeklärt hält.“

„„Dieses nennt man nachher öffentliche Meinung.“

„„Sabina, mein Kind, das ist bei uns so, das ist in Europa so und wird bei den Botocuden,

unseren Nachbarn auf der andern Seite, so werden, so gut wie bei den Lappländern und Buschnegern, wenn sie einmal Juntas haben, mit Allem was daran hängt.

„„Was thut aber der vernünftige besitzende Mann, der Etwas zu verlieren hat?

„„Er bedauert im Stillen, daß er nicht vier Achseln hat, auf welchen er tragen kann, und benutzt die zwei, welche ihm die göttliche Vorsicht gegeben, auf's Beste.

„„Ist noch ein Regent vorhanden, so bückt er sich tief vor diesem. Es ist noch Keinem das Kreuz abgebrochen durch ein allzutiefes Compliment.

„„Stößt er auf einen Gemäßigten, so sagte er eine große Lüge, das heißt, er versichert ihn, daß die Sache der Vernunft siegen werde, wie immer.

„„Trifft er einen Frommen, so richtet er die Augen nach der Decke der Stube, und sagt, wo möglich in etwas näselndem Tone:

„„Gott der Gerechte wird Alles zum Besten lenken.

„„Begegnet ihm ein Umwälzer, vom sanften Fortschrittler an, bis zum wüthenden Ultra, so blickt er ihm treu in die Augen, drückt ihm, je nach der Fortschritts-Stufe, auf welcher jener sich befindet, mehr oder weniger stark die Hand, dem

Sanften natürlich am Schwächsten, dem Ultra am Mannhaftesten, und spricht: Freund! Ihre Sache ist auch die meine. Ein gewaltiger Druck lastet auf uns Allen, und feile Spione — —““

Heransprengende Reiter unterbrachen, zu der schönen Sabina und des ungünstigen Lesers Vergnügen, welche sich Beide höchlich gelangweilt, die guten Lehren des Sennor Dreganos.

Sie hielten unter den geöffnieten Fenstern der Hacienda und riefen:

„Osorio ist bei Mappu auf's Haupt geschlagen worden. Die Spanischen sind vertrieben, vernichtet für immer. Es lebe die Unabhängigkeit!“

Dann jagten sie weiter. Sie verkündeten die Wahrheit, denn wirklich wurde an jenem Tage die berühmte Schlacht von Mappu geschlagen, welche die spanische Oberherrschaft für immer brach.

Dreganos rief mit der ganzen Kraft seiner Lunge:

„Es lebe die Unabhängigkeit!“

Dann ließ er Lichter anzünden in allen Gemächern der Hacienda, und gab einem Knechte eine Ohrfeige, der aus Versehen die spanische, statt der chilenischen Flagge aufgesteckt hatte.

„Das war die letzte!“ murrte der Knecht. Sie war's indeffen nicht.

Dann kamen andere Reiter, welche die Botschaft der ersten bestätigten. Aber keiner forderte einen Trunk, oder eine sonstige Labung. Alle eilten weiter in flüchtiger Eile, gesättigt von Freude, trunken von Begeisterung.

Aber spät in der Nacht sprengte auf keuchendem Rosse ein einzelner Mann gegen die Hacienda, in welcher jetzt nur noch wenig Lichter brannten.

Er hielt vor der verschlossenen Thür, und rief Dreganos' Namen, und dieser trat auf den Balcon, und antwortete mit dem Rufe:

„Es lebe die Unabhängigkeit!“

„„Deffnet um der Wunden Christi willen,““ rief der Mann, „„ich bin Antonio.““

„Es lebe die Unabhängigkeit!“

„„Deffnet,““ flehte Antonio, „„ein wüthender Haufe verfolgt mich!““

„Reitet zum Teufel, Ihr Narr,“ rief jetzt Dreganos hinab, „wenn Feinde hinter Euch sind. Ich schütze keinen Verräther.“

„„Sabina, oh! meine Sabina, hörst Du mich?““

„„„Sennor,“““ rief Sabina aus dem Fenster eines nicht beleuchteten Zimmers, „„„ich theile

die Meinung meines Vaters vollkommen, entfernen Sie sich schleunigst, ich will mit Ihnen Nichts mehr zu schaffen haben." " " " " "

Es war einen Augenblick still, und man hörte das Lärmen sich nahender Reiter.

Antonio stieß jetzt eine Verwünschung aus, und trieb sein zum Tode erschöpftes Pferd weiter.

Hinter ihm her stürmten seine Verfolger, und als sie an der Hacienda angekommen waren, die er einige Minuten vorher verlassen, hielten sie still, ähnlich einer Heerde Wölfe, welche ihre Beute verfolgen, und auf dem Platze meist ebenfalls Halt machen, auf welchem der Fliehende einige Augenblicke gerastet.

Dreganos brauchte den Flüchtigen nicht zu verrathen, der Hufschlag seines Pferdes, der durch die stille Nacht erklang, war sein Verräther.

„Vamos!“ rief einer der Reiter, und dann jagten sie weiter.

Antonio hatte sein Pferd zu einer letzten verzweifelten Anstrengung gezwungen.

Es flog mehr, als es lief, und er hatte die Felder Dreganos' bereits hinter sich, und eben so die wüste Stelle mit den einzelnen Felsblöcken. Mechanisch lenkte er sein Thier auf den Weg hin,

den er früher so oft zurückgelegt, nach dem Dorfe Rosa's.

Aber er staunte, und glaubte irre geritten zu sein, denn kein Halm stand auf dem Felde, und die Frucht- und Olivenbäume waren verschwunden. Jetzt kam er an einige Schutthaufen.

War das Rosa's Dorf? Aber sein Gesicht brannte fieberhaft, seine Pulse flogen, und seine Brust keuchte. Er glaubte zu träumen. Doch hörte er, daß seine Verfolger näher und näher kamen, während sein Pferd jeden Augenblick zusammenzustürzen drohte.

Ein letztes, wenn gleich gewagtes, Rettungsmittel fiel ihm ein.

Er sprang vom Pferde, versetzte demselben einen leichten Dolchstich in den Hinterschinkel, und schlüpfte in einen Schutthaufen, zur Seite des verödeten Weges.

Gereizt durch die Wunde und den Schmerz, und zugleich seiner Bürde ledig, jagte das Thier fort in die Nacht, und als bald darauf seine Feinde herankamen, ließen sie sich täuschen, und folgten dessen Hufschlag, und bald hörte er nur noch entfernt den Tritt ihrer Kofse.

Jetzt richtete er sich auf.

Er befand sich unter Ruinen und Schutt-

haufen, schwach beleuchtet von jenem grauen, matten, und fast unheimlichen Lichte, welches der stark in Abnehmen begriffene Mond verbreitete.

Antonio begriff jetzt, was vorgegangen sein mußte. Das Dorf war zerstört worden, und seine Bewohner waren getödtet oder entflohen. Zwischen den Trümmern der Häuser wucherten schon Gräser, wohl also schon seit mehreren Monaten war Alles verwüftet und verlassen worden.

Er schritt über den Friedhof. Die dort unten ruhten, waren geblieben. Vielleicht fragten sie sich, warum Niemand mehr käme von ihren Lieben und Freunden, ihre Zahl zu vermehren, und wunderten sich, daß der Klang der Kirchenglocke nicht mehr, leise zitternd wie früher, in ihre Gräber drang.

Aber Antonio dachte nicht an die Todten, welche unter ihm schlummerten, denn seine Kraft war gebrochen, und nur mit Mühe hielt er sich aufrecht.

Im Sattel hätte er sich vielleicht noch Stunden lang gehalten, nun er aber den Boden betreten hatte, kam eine tödtliche Erschöpfung über ihn, gleich den Schiffbrüchigen, die in ihrem gebrechlichen Boote wohl noch längere Zeit gegen die Wellen angekämpft hätten, sobald sie aber das Land betreten haben, oder an Bord eines Schiffes aufgenommen werden, meist ohnmächtig umsinken.

Er schleppte sich mühsam fort, ohne einen bestimmten Zweck, strauchelnd über Trümmer und gebrochene Kreuze, und setzte sich endlich auf einen Leichenstein. Jetzt erst besann er sich klarer. Rosa? Wo war sie? Entflohen? Getödtet? Bittere Reue kam über ihn, gedachte er ihrer, und Sabina's: „Entfernen Sie sich schleunigst, ich will Nichts mehr zu schaffen haben mit Ihnen!“

Er lächelte schmerzlich.

„Und um dieser willen habe ich sie verlassen!“

Da kam's ihm vor, als sähe er in einiger Entfernung ein Feuer. Menschen! und wären es Feinde, was liegt daran, „sie werden mir zu essen geben, oder mich tödten, gleichviel!“

Der Hunger wüthete in seinen Eingeweiden und er raffte seine letzte Kraft zusammen, um sich zu jenem Feuer fortzuschleppen.

Aber das Feuer ward kleiner, je näher er kam, bisweilen schien es vollständig erloschen, dann erschien es wieder.

Endlich stand er vor einer Hütte, aus welcher der matte Schein des Lichtes quoll, und er fuhr sich mit der Hand über die mit kaltem Schweiß bedeckte Stirn. Das war ja Rosa's Haus, wenigstens ein Theil desselben, denn die Hälfte etwa

schien in Trümmern zu liegen. Jetzt drang von Innen ein eintöniger Gesang zu seinem Ohre:

„Ich habe die reiche Frau gesehen, mit funkelnden Juwelen, aber ich dachte Deiner Augen, und lächelte über ihren erborgten Glanz!“

Er hatte freilich nicht gelächelt über die reiche Frau, aber er trat dennoch ein in das kleine Gemach, wo die alte Mónica am Webstuhl saß, und ihre alten Weisen mit heiserer Stimme sang.

Sie blickte ihn ruhig an, dann sagte sie:

„Bist Du Pedro, mein Sohn, der vom Kriege kommt?“

Aber er konnte nicht antworten, denn die Thür, welche in das kleine, als Küche dienende, Seitengemach führte, öffnete sich, und Rosa trat ein.

Sie blickte ihn einen Augenblick lang verwundert an, denn er war entstellt durch Alles, was er gelitten hatte, und dazu beschmutzt und blutend. Aber auch nur einen Augenblick lang. Dann erkannte sie ihn, und errieth Alles.

Sie flog auf ihn zu, und umschlang ihn mit ihren Armen, als sei er erst gestern mit einem Liebesgruße von ihr gegangen.

„Antonio, o mein Antonio! Du blutest!“

Es waren nur leichte Wunden, die er erhalten hatte, aber er sank jetzt dennoch ohnmächtig zusammen.

„Ist es Pedro, mein Sohn, der vom Kriege zurückkommt?“ frug die Alte.

Aber Rosa antwortete ebenfalls nicht, das schwache Mädchen brachte den Ohnmächtigen auf ihr kümmerliches Lager, und entfernte zuerst Alles, was ihn verrathen konnte, falls man nach ihm forschte. Dann wusch sie seine Wunden, spritzte Wasser auf seine Schläfe, und flößte ihm einige Tropfen Wein ein.

Er schlug endlich die Augen wieder auf, und jetzt brachte sie ihm Speise, die er gierig verschlang, und dann entschlummerte; und jetzt wachte sie über ihn, wie — nun, wie eben eine Frau wacht über ihren Liebling, sei's ihr Kind, ihr Freund, oder ihr Gatte. Aengstlich horchte sie, ob man nicht komme, ihn zu morden, sorgsam lauschte sie seinen Athemzügen, ob sie regelmäßig seien, und versuchte ihre geringen ärztlichen Kenntnisse, indem sie seine Pulsschläge zählte, und dann, vergleichend, die ihrigen.

Seine Verfolger kehrten nicht wieder, ihn zu suchen, und als der Morgen dämmerte, schlug er die Augen auf.

Er besann sich auf Alles, und heiße Thränen stürzten aus seinen Augen.

Sie schalt ihn. „Willst Du Dich wieder krank machen?“ sagte sie.

„„O! Rosa, Rose meines Herzens, denkst Du nicht mehr an Santjago?““

„Still! Das war ein böser Traum, den wir Beide geträumt.“

„„Wie ich Dich verjagte, wegen ihrer!““

„Sie verjagte mich, nicht Du; und nun Du liebst, und da bist, ist Alles gut.“

Sie beugte sich liebevoll über ihn. Und nun ist die Geschichte zu Ende; wenn ich Euch nicht noch erzählen soll, daß Rosa's Vater im Felde geblieben, und daß Antonio seine ebenfalls im Kriege verwüstete Hacienda wieder aufgebaut, und Rosa geheirathet hat.

Auf keinen Fall aber brauche ich zu sagen, daß Antonio mit der Rose seines Herzens und der Hälfte des ihm gebliebenen Vermögens glücklicher gelebt hat, als es mit jener Sabina ohne Zweifel der Fall gewesen wäre; und eben so versteht sich von selbst, daß sich diese gründlich geärgert über solches Glück, obgleich sie ihn selbst in jener Nacht, als er in Gefahr, von ihrer Thür gejagt.

E n d e.

20/9 66

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig
erschieden folgende neue Werke:

- Möllhausen, Balduin**, Reisen in die Felsengebirge Nord=Americas bis zum Hochplateau von Neu=Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.=8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.
- Neumann, H.**, Jürgen Wullenweber, der fühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.
- Neugebauer, J. J.**, Die Südslaven und deren Länder in Beziehung auf Geschichte, Cultur und Verfassung. gr. 8. broch. 2 $\frac{1}{2}$ Thlr.
- Opitz, Theodor**, Nikolaus Lenau. Eine ausführliche Charakteristik des Dichters nach seinen Werken. 8. broch. 8 Ngr.
- Kossmäzler, G. A.**, Professor, Flora im Winterkleide. Mit 150 Abbildungen in Holzschnitt und einem Titelbilde in Tondruck, gezeichnet von E. Merkel. Zweite Auflage. 8. In Umschlag cartonirt. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.
- Kossmäzler, G. A.**, Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse. Mit 15 lithographirten, größtentheils color. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Erster Band. 8. broch. 27 Ngr.
- Kossmäzler, G. A.**, Die Versteinerungen, deren Beschaffenheit, Entstehungsweise und Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte des Erdbörpers, mit Hervorhebung von Repräsentanten der geologischen Epochen. Mit 7 lithogr. Tafeln und eingedruckten Holzschnitten. Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Natur. Zweiter Band. 8. broch. 1 $\frac{1}{4}$ Thlr.

- Rossmäßler, C. A.**, Reiseerinnerungen aus Spanien. Mit Landschaften in Tondruck und Abbildungen in Holzschnitt, nebst einer Karte. Zweite unveränderte Auflage. Zwei Bände. 8. broch. 2⁵/₆ Thlr.
- Schmid, Dr. G. B.**, Historisches Taschenbuch oder chronologische Uebersicht der Welt- und Culturgeschichte. Zweite vermehrte Aufl. 8. broch. 6 Ngr.
- Sigismund, Carl**, Natur und Landbau im innigen Zusammenhange. Praktische Winke für den deutschen Landwirth. Mit einem Vorwort von C. A. Rossmäßler. Zweite Auflage. 8. broch. 16 Ngr.
- Souvestre, Emile**, Der Philosoph in der Dachstube. Tagebuch eines Glücklichen. Deutsch von Dr. A. Diezmann. Von der Akademie der Wissenschaften zu Paris gekrönte Preisschrift. Dritte Auflage. Ausgewählte Schriften. Erster Band. 8. broch. 15 Ngr.
- Souvestre, Emile**, Aus dem Leben eines Handwerkers. Deutsch von P. H. Sillig. Zweite Auflage. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. 8. broch. 15 Ngr.
- Sternberg, A. von**, Künstlerbilder. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Sternberg, A. von**, Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orleans. Ein biographischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.
- Berena, Sophie**, Ein Sohn des Südens. 2 Bde. 8. broch. 2¹/₄ Thlr.
- Wallace, Sigismund**, Licht- und Schattenbilder aus Asien, Afrika und Europa. Zweite Auflage. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Die
Alpen in Natur- und Lebensbildern.

Dargestellt von

H. A. Berlepsch.

Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck
nach Originalzeichnungen von

Emil Rittmeyer.

Pracht-Ausgabe. Lex.-Oct. 1 starker Band. eleg. broch. 3 Thlr.
26 Sgr. Eleg. geb. 4 Thlr. 10 Sgr. Goldschnittband 4 Thlr. 20 Sgr.
Wohlfeile Volks-Ausgabe mit 16 Illustrationen ohne Tondruck.
Oct. broch. 1 Thlr. 20 Sgr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Sgr.

Vorstehendes Werk hat bei den Gebildeten aller Stände in Deutschland, wie in England und Frankreich, eine so überaus günstige Aufnahme und in der periodischen Presse eine so einmüthig anerkennende Beurtheilung gefunden, daß die Verlags-handlung schon jetzt zur Besorgung einer zweiten wohlfeilen Volks-Ausgabe schreiten mußte. Sie giebt nachstehend aus der großen Summe der in deutschen Zeitschriften erschienenen Kritiken einige Auszüge zu gefälliger Notiz Derjenigen, welche das Alpenbuch noch nicht kennen. Die englische Ausgabe erschien bei Longman u. Comp. in London, die französische bei H. Georg in Genf.

Urtheile der deutschen Presse in gedrängten Auszügen.

Wer in der Alpenwelt sich umgesehen und deren großartige Natur aus eigener Anschauung kennen gelernt, wer selbst in Berg und Thal umhergewandert ist, der wird sich unwillkürlich angezogen fühlen von dem Bilde, das hier vor seinen Augen sich entrollt und in aller Treue und Wahrheit in frischen Farben ihm Das vorführt, was er selbst gesehen und zum Theil wenigstens auch erlebt, — nicht ohne mannigfache Aufklärung und Belehrung über Alles das, was die Welt der Alpen Eigenthümliches in ihren Natur-Erscheinungen bietet. Und wer diese Wunder der Natur noch nicht mit eigenen Blicken erschaut und in die Alpenwelt sich vertieft

hat, der wird nicht minder ergriffen, er wird von Verlangen und Sehnsucht erfüllt werden, mit eigenen Augen das zu erblicken, was seinem Geiste hier in einer so frischen und lebendigen, anziehenden Darstellung entgegentritt und ihn durch die reiche Belehrung befähiget, mit größerem Erfolg die Wanderung in die Alpen anzutreten.

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Das vorliegende Werk gehört zu denen, welche, ohne des gebiegenen, wissenschaftlichen Inhaltes zu entbehren, dennoch vorzugsweise ihrer gefälligen Form wegen ansprechen und gelesen werden. Der Verfasser ist weit entfernt, die Gegenstände dieser seiner Darstellung poetisch auszuschildern, wie es so viele andere Schriftsteller gethan haben; seine Schilderungen tragen vielmehr das Gepräge der gewissenhaftesten Wahrheit, der nüchternsten Betrachtung und machen nichtsdestoweniger den Eindruck von Kunstwerken, weil sie die Eigenthümlichkeit der zu beschreibenden Gegenstände in feinsten Weise erfassen und in scharfen, bestimmten Umrissen zur Anschauung bringen.

Berliner Revue.

Der Verfasser ist in dem schönen Lande seit Jahren ansässig und hat dasselbe auf vielfachen Wanderungen, so wie im täglichen Verkehr nach allen Seiten hin gründlichst kennen gelernt; er umfaßt es mit heißer Liebe und diese ist ihm ein Sporn geworden, die Eigenthümlichkeiten des Landes nicht bloß an der Oberfläche aufzufassen, sondern sie auch in ihrem wissenschaftlichen Zusammenhang zu studiren. Allerdings gehören dazu mannigfache Vorkenntnisse, namentlich auf naturhistorischem Gebiet: Doch zeigt der Verfasser sich derselben durchweg Meister und ebensowenig fehlt es ihm an jener Gabe anmüthiger und fesselnder Darstellung, welche vor Allem dazu gehört, um Büchern dieser Art, unbeschadet ihrer wissenschaftlichen Gediegenheit, den Weg in das größere Publikum zu öffnen. In dieser Weise, ohne sich irgendwie in ein schwerfälliges Detail zu verlieren, aber auch, ohne jemals den sicheren Boden der Thatsachen zu verlassen, schildert der Verfasser zunächst u. s. w. Was dieser Wanderung nun aber einen ganz besonderen Reiz verleiht und den Schilderungen des Verf. sozusagen ein doppeltes Leben einhaucht, das ist die treue und liebevolle Unterstützung, die er an der Kunst des Zeichners gefunden. Die Bilder sind wahre kleine Meisterwerke.

Prus, Museum.

2

Noch ehe wir dieses niederschreiben, wird Berlepsch's schönes Werk in manchem Leser die Erinnerung an den Genuß, den ihm einst die Wanderung durch die Alpen gewährte, wohlthwend aufgefrischt, in vielen anderen die Sehnsucht nach eigener Anschauung jener herrlichen, großartigen Gebirgswelt erweckt haben. Mit hingebender Liebe für die Alpen-Natur, die er mit gründlicher Kenntniß beschreibt, führt der Verfasser eine lange Reihe einzelner Bilder in anziehender poetischer und allgemein verständlicher Sprache vor, u. s. w. — Zog uns schon das Wort, die lebensvolle Schilderung, bisweilen unvermerkt in die Täuschung hinüber, als erlebten und sähen wir all das Liebliche und Schöne, das Schreckensvolle und Erhabene, so wird diese Wirkung noch erhöht durch die wahrhaft künstlerischen Illustrationen; selten haben wir in derartigen Werken so genial gezeichnete und durch Holzschnitt so vorzüglich wiedergegebene Bilder angetroffen.

Petermann's Mittheilungen.

Es hat uns oft gewundert, daß Tschudi keinen ebenbürtigen Mitbewerber gefunden hat. Dieser Concurrent ist jetzt in die Schranken getreten: „Die Alpen u. von Berlepsch“ sind werth, neben Tschudi einen Platz in den Familien-Bibliotheken zu erhalten. Beide Werke sind durch Gegenstand, Ton und Ausstattung einander zur Ergänzung bestimmt. Berlepsch erreicht in stylistischer Beziehung, in der Einfachheit der Mittel bei weitem seinen Vorgänger nicht; ihm fehlt jene naive Unmittelbarkeit, jene Ursprünglichkeit, die bei Tschudi so bezaubernd auf den Naturfreund wirkt; er reflectirt mehr, seine Phraseologie ist wissenschaftlicher, nach und nach aber gewinnt man ihn lieb und lernt sich auch auf diesen vielkundigen Alpenkenner verlassen. Wer die Alpen lieb hat, wird an Berlepsch's Natur- und Lebensbildern seine Freude haben. Die Illustrationen von derselben Meisterhand, wie die zu Tschudi's Thierleben, sind durchweg ansprechend, zum Theil wahre kleine Meisterstücke. Die Erfindung ist höchst geistvoll, die Zeichnung gut und die Ausführung fein und geschmackvoll. Wir haben diese Alpenbilder bei Kindern die Probe bestehen lassen; der Anklang war glänzend, der Jubel wollte nicht enden.

Kölnische Zeitung.

30369

60.

~~13~~

